Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Zwölfter Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Schluß.)

	Seite
Hundert und erster Brief	3
Hundert und zweiter Brief	9
Hundert und dritter Brief	17
Hundert und vierter Brief	22
Hundert und fünfter Brief	34
Hundert und sechster Brief	40
Hundert und siebenter Brief	50
Hundert und achter Brief	55
Hundert und neunter Brief	64
Hundert und zehnter Brief	77
Hundert und eilfter Brief	86
Hundert und zwölfter Brief	95
Hundert und dreizehnter Brief	97
Hundert und vierzehnter Brief	107
Hundert und fünfzehnter Brief	109
Ludwig Börne. (Von Karl Grün.)	113

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Schluß.)

[illegible]

[illegible]

Wenn ich mir den [illegible]

[illegible]

Hundert und erster Brief.

Paris, Freitag, den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den bösen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man spielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es ist Mozarts Musik; aber ohne ihren Geist. Es ist die nämliche Gestalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es ist eine Wachsfigur, es ist gemaltes Feuer. Ich wollte, unser Guhr käme einmal hierher und suchte dem ungläubigen Orchester etwas Religion beizubringen.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. Ich sah hinein, hinauf, und da es alle drei Eckhäuser sind, machte ich die Runde um sie, ganz wie ein Dieb, der kundschaften will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher Alles, und jetzt ist das Leben todt, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrath, aristokratische Verderbniß und demokratische Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze

Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet, zu einem Schauplatze für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Goethes aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionäre Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostro's Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenschauspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum ersten Male öffentlich geworden. Freilich, wenn wahr ist, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisnach-Moskowitische Adelskammer behauptete: daß Offentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionäre Erscheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will, als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie noch im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstaunen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt ist, noch jeder Mann von Gefühl sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten Male glücklich gewesen, ob in ihrem siebenzigsten oder achtzigsten Jahre. Ich

glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt, als sie starb. Chesterfield fragte einmal eine Dame von vierundsiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? diese erwiederte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garstig roth angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem andern höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus eine kleine, holde anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für solche Fälle war gesorgt. Auf der entgegengesetzten Seite, nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da ist der Haupt-Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn sie das läse. Ein nicht-möblirtes Apartement, also nur jahrweise zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längste Miethzeit war nicht länger als ein Tag unserer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenster, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert sind. Diese vielen Fenster gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel sie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz sehen. Sie war so edel, daß, sobald ein Mann ihre Gunst erhielt, er das Recht, ihr ein Geschenk zu machen, auf immer verlor. Edel und doch gestorben — wie traurig! Aber es sterben auch gewöhnliche Menschen, die nichts haben als das Leben, und das ist noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die andern sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Theatre Français Figaro's Hochzeit aufführen gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als

Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden. Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abflusse des Wassers versehen; es scheint, der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude, zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe, der seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit. Unser heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es ist wie ein Kinderbrei. Auch ist jetzt die Menschheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger, als eine solche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unsere und die schon ein halbes Jahrhundert dauert. Man ist da immer entweder zu jung oder zu alt. Ist man zu jung, ist man gedankenlos und die Zeit geht Einem verloren; ist man zu alt, ist man sorgenvoll und man geht selbst verloren. In der ganzen französischen Geschichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichste für alle genußliebenden Menschen, Philosophen und Müssiggänger. Wer aber von jenen Menschen, beim Ausbruche der Revolution, sich und die Freiheit verstanden, hätte sich unter den Trümmern der Bastille müssen begraben lassen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geschlossen, gibt es glückliche, wenn auch selten; aber wer die Freiheit geheiratet, nachdem er sie als Jungfrau geliebt, ist immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeit kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angst und Schmerzen, sondern man bezahlt sie damit, nachdem man sie schon genossen. Beaumarchais war nicht so glücklich, einen Tag nach der Monarchie zu sterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Versprechungen, erfuhr ihre Täuschungen, dann starb er und sah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es ist merkwürdig, wie aller Geist der Menschen nichts hilft, wenn der Geist der Zeiten sich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen

seinen schönen Muth, seine Klugheit, seine Gewandtheit, seine sonst so unerschütterliche Festigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten sich die Rüstungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erst Voltaire ergangen, der so viel waffenreicher als Beaumarchais, sich so viel wehrloser gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftsteller, aber wissen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigsten Geschäftsmänner, einer der unternehmendsten Köpfe, einer der feinsten Hofleute und gewandtsten Weltleute gewesen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geselligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart gezeigt. Sein Abenteuer mit Clavigo in Spanien ist durch Goethe bekannt geworden; aber erst gestern habe ich aus seinen hinterlassenen Briefen erfahren, wie er einst ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar schwer verwundet, sich durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergestoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch seine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichsten Männer von Frankreich. Im amerikanischen Freiheitskriege machte er den Insurgenten, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei solchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch seine Gewandtheit, wußte aus allen diesen Verwicklungen sich zu seinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieser nämliche Beaumarchais zeigte sich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Cabinetsthüren solcher Großen schließen und öffnen sich Jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angeln zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten

zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitete sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädter racheglühend sein Haus. Sie schrien, es wären Waffen darin versteckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie rasend. Man hat sie oft die *Furien der Revolution* genannt; aber nein, sie waren die *Rachefurien der Monarchie*, sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternden Diener Beaumarchais waren im Hause zurückgeblieben und konnten später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte, es würde Jeder niedergestochen, der nur Etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen: sie bekam dreißig Ohrfeigen und wäre beinahe im Springbrunnen ersäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in sein Haus zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. Er war *erstaunt* — so wenig verstand er die Revolution, er, der doch selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinem siebzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und des Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode, ohne das geringste Zeichen von Uebelbefinden gesehen, äußerte die Vermuthung, er möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagte ihm beim Scheiden: „*Ich bin nicht neugierig mehr*“ ... Und wo sich dieses Alles begab, wo solch' eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochsalz verkauft! Ich bin gestört worden, sonst hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ich thue es in meinem Nächsten.

Samstag, den 26. Januar.

. . . . . Nun, das ist schön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünschen, was von den türkischen Angelegenheiten zu halten sei. Seit acht Tagen suche ich das mit aller Macht zurückzustoßen. Ich habe schon an Europa schwer zu tragen und jetzt soll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wissen: mir hat der Zorn der Götter, das böse Geschick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules=Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich schreibe Ihnen ein andermal davon; die Geschichte ist merkwürdig, aber weitläufig. Nur so viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens ist über mich gekommen; ich habe seit einiger Zeit die Pflicht, eine junge schöne Frau, fast noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheiratet hat, in ihrer schrecklichen Eifersucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und sie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schneemann, an dem sie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes, um mich rasend zu machen? Ich verwünsche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Astronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug für heute.

Hundert und zweiter Brief.

Paris, Samstag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro spielte die alte Mars die Susanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menschen, von echten und anerkannten Verdiensten, sich solche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechzig Jahre ist sie alt und übernimmt eine Rolle, für die man schon im dreißigsten nicht jung genug mehr ist. Eine Frau, welche die seltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem sechzigsten Jahre noch eine Susanne sein; aber eine spielen — niemals. Und was mir

am schlimmsten schien, war: daß die Mars besonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen, und, aus Furcht es zu übersteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie stand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, besorgt die Majestät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinste jugendlich heitere Bewegung, die sich doch selbst eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte so eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erschien, und es war ganz wunderlich zu sehen, wenn die Dienerin saß und die Gebieterin neben ihr stand. Wenn Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ sie es geschehen, wie ein Spalier, von dem Knaben eine Birn abreißen. Diese Nachsicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauspielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß ist es für Menschen von Gefühl eine rührende Vorstellung, sich zu ihrem Vergnügen eine Künstlerin bemühen zu sehen, die einst ihre Väter entzückt hat. Aber wir müssen auch an unsere Kinder denken und aus Dankbarkeit für den Genuß, den unsere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geschieht, eine Schauspielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahre zu lange behauptet, so werden dadurch die jungen Künstlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft stirbt darüber ein ganzes Theatergeschlecht aus, das die bedeutendsten Rollen nie auf eine würdige Art darstellen sah.

Aber wie viel strenger noch, als es geschehen, hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewisse Ehrfurcht meinen Tadel bescheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbschaft von vierzigtausend Franken Renten gemacht habe. Das Geld ist der wahre Kothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Diese Erbschaftsgeschichte ist sehr merkwürdig und voller Moral und Philosophie; sogar etwas Religion kommt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung diese Geschichte nicht gelesen haben, schreiben Sie mir es, ich erzähle sie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage, die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich

erklären, was hier unter Liebhaber zu verstehen sei. Der alte Herr, der unsere Susanna zur Erbin eingesetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu sein. Er hatte sie, aber sie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt sich für weibliche Grausamkeit nie anders, als durch ein Geschenk von vierzigtausend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monrose ganz unleidlich dargestellt. Dieser Monrose ist sonst einer der besten Schauspieler des Theatre Français, besonders ausgezeichnet in den spitzbübischen Bedienten der Stücke Moliere's. Aber eben die metallene Gefühllosigkeit und Unverschämtheit jener spitzbübischen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geist, Grazie und Sentimentalität verstand er nicht aufzufassen, oder verstand sie nicht darzustellen. Die Melodie seines Spiels und Beaumarchais' Worte paßten gar nicht zusammen. So war diese Aufführung eine der langweiligsten, die man sich denken kann, und was die Unlust noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, dessen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariser Komödie so anziehend macht. Doch eben diese Apathie der Zuschauer interessirte mich auf eine andere Art und beschäftigte mich den ganzen Abend. Man besuche einen Freund in seiner Krankheit oder in den Tagen seiner Wiedergenesung, da hört er nicht auf von seinen Schmerzen oder von seiner Erleichterung zu sprechen, zu jammern oder zu lächeln; man besuche ihn vier Wochen später und frage ihn wie er sich befindet — er versteht die Frage nicht mehr. Ganz so erschien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais' verglich. Es hat seine Schmerzen, seine Genesung, seinen Arzt und seine Gesundheit vergessen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, das einst eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was ist aus ihm geworden? Verschmähtes Kinderspielwerk; das erwachsene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo sonst der Sturm des Beifalls tobte, da war es still; man klatschte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt.

Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgestäubt; fünf Jahre später zerschlug die Nationalversammlung die Möbels, und bald stürzte das leere Haus zusammen. Staub ist die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man sieht ihre Runzeln, ihr garstiges Pergament, und sie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majestätischen Geschichte Frankreichs. Und kommt mir Einer und kauderwelscht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsschreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutions-Fabrikanten: so will ich ihm beweisen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV., indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI., indem er die Aufführung des Figaro gestattete — Jener der Geistlichkeit. Dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht, und daß es also zwei französische Könige gewesen, welche die französische Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geistlichkeit sind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürsten, da jede Regierung, die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchische Regierung nur Seiltänzerei ist; fort die Stange, plautz der König!

Und hierin ist wieder etwas, das meine deutsche Hoffnung bis zur Unsichtbarkeit entfernt und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutschen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie seine Aufführung erlauben. Und kommt einmal die Zeit, daß man zu einem solchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu sein, muß man sagen: die Könige aus dem Hause Bourbon hatten alle etwas Königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menschlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte sie, sie hatten nicht den Hof verdorben, und sie blieben immer die besten unter den Hofleuten. Um gerechter zu sein, muß man sagen: der französische Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geistreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düsteren Hochmuthe des deutschen Adels. Darum aber weil sie so gewesen, sahen sie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unsere Fürsten und unsere Edelleute spotten jetzt über solche Verblendung und

überheben sich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen spotten. Wenn sich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefsinnigste Naturforscher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es ist noch etwas Anderes, was die deutschen Verhältnisse so mißlich macht, weil es der Freiheit ihre besten Waffen raubt: die Kunst und die Wissenschaft. Unsere Gelehrten, Schriftsteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unser hochmüthiger und geistloser Adel sie zugleich verachtet und fürchtet. Und geschieht es selten einmal, daß man sie nicht zurückstößt, sind sie blöde und unbeholfen, weil sie arm sind und sie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit gibt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, seinen Geist zum Passe, dem damals kein Minister, keine Excellenz, kein Edelmann das Visa zu verweigern die Unverschämtheit hatte, drang durch seine Gewandtheit bis zu den Stufen des Thrones vor und erhob sich zu einem der reichsten Männer Frankreichs. Als Figaro erschien, sagte man: es habe dem Dichter weniger Geist gekostet, das Stück zu schreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um seinen Zweck zu erreichen! Unser Raupach hielte solch ein schleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerst las Beaumarchais seine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Cabinetten vor und bettelte sich einen Reichthum von den schönsten, mächtigsten und galantesten Stimmen zusammen. Die Kabale war umgarnt, ehe sie sich dessen versah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verschiedenen Censoren vor, die es alle einer nach dem andern prüften und nach den vollzogenen Aenderungen, die sie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch standen hohe Berge von Hindernissen im Wege. Beaumarchais wandte sich an die Minister und bat, sie möchten ein Tribunal von Akademikern, Censoren, Schriftstellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Lustspiel lesen und prüfen möchten. Das geschah. Es wurde gelesen, geprüft, berathschlagt, wieder verbessert und endlich genehmigt. Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er sich an den König. Dieser beschloß, zu besserer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausschusse von Zuschauern, an welchem nichts mehr zu ver-

derben ist, spielen zu lassen. Der Tag der Aufführung war schon bestimmt, die Zuschauer waren eingeladen, die Schauspieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Alles wieder abbestellt. Endlich kam der Krönungstag seiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widersetzlichkeit, den damals die Gegner Beaumarchais' anführten, oder der Vorwand, den sie gebrauchten, war weniger die politische Bedeutung der Komödie, als ihre sittliche Ausgelassenheit. So urtheilten leichtsinnige Franzosen. Aber ein nordischer Fürst, der damals in Paris war, eine deutsch-solide, edelmännische Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend ist, um das verbuhlte Lüftchen eines unsittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König von Schweden, der damals in Paris war, sagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente.“ Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verspottet wurden. Der weise Fürst hatte es genau errathen. Sechs Jahre später lernte er in seinem eigenen Lande die Bescheidenheit des Adels, der Unverschämtheit des Bürgerstandes gegenüber, kennen und schätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauschender Musik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punschnapfs, fiel Gustav III. meuchelmörderisch von den Händen seines treuen und insolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur sind freilich bescheidenere Wege als Figaro's Monologen, eine Regierung zurecht zu weisen. Heinrich IV., Gustav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden. kaum ein Land, das nicht einen Fürsten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geistlichkeit geworden. Aber solche Tage sind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jedem Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, so ist das ehrwürdiger Richterspruch; wenn aber, wie es nur zweimal geschehen, nach tausendjähriger Geduld, ein Volk seinen König richtet, ist das schnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à ja-

mais déplorable! Das sagen Adel und Geistlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wissen.

Dienstag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat seit der letzten Revolution eine neue Kirche unter dem Namen Eglise catholique française primaticale gegründet. Sie erklärt sich unabhängig von dem Papste und führt nach und nach wichtige Verbesserungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienst ein. Die Anhänger dieser Kirche vermehren sich täglich. Kürzlich wurde darin eine musikalische Messe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipps de Raucourt und aller andern Schauspieler und Schauspielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes die katholische Kirche ein christliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag sich freuen über eine solche späte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandte Moliere's und der Andern, jetzt selbst todt — erfahren sie denn von der heutigen Wiederherstellung, gibt sie ihnen Trost, lindert sie den alten Schmerz, den sie gefühlt, als die ewig tückische und Liebe heuchelnde katholische Kirche die Leiche eines guten Menschen beschimpfte und hinaus in den Koth der Gasse warf? Jetzt kommen sie und das ist mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen sich die Völker ab, ihre unwissenden und entarteten Fürsten und Regierungen zur Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt sitzen wir schon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, sehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und schmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrscht, endlich einmal gefallen wird, lesen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und sich die ersten Grundsätze der Sittenlehre einzuprägen. Man sage nicht, das Volk wäre einverstanden gewesen mit der Excommunication der Schauspieler; das war es nicht, wenigstens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch so tief stand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch gewesen — wann hat sich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekostet und Keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch

mit dem Gepränge eines Papstes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn sie dazu dienen, die Tyrannei der Fürsten und die Macht der Regierungen zu verstärken, wird geachtet und geliebkoset; da ist des Volkes Stimme Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verspottet man sie, und verlangt sie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenschüssen. Die Unverschämten! Man höre doch wie sie jetzt über neue Ereignisse; wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, sprechen, wie sie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schwester, der Königin von Spanien, den Text lesen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Institutionen aufdringen, die es verabscheut? Ist das menschlich, ist das gerecht, ist das königlich? Könnt ihr das vor Gott und seinen Propheten verantworten? Das Volk ist gut, das Volk ist weise, das Volk ist gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut ist; das Volk ist das Land; das Volk ist Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt, geht zu Grunde. . . .

So reden sie. Hat doch neulich euer Monsieur Durand in Frankfurt, der französische Advocat des deutschen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans sprach, ausgerufen: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ O mein sehr weiser, mein sehr bundestäglicher Herr Durand — wenn Sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufsteigen, wenn Sie wieder eine Zusammenkunft mit Egeria haben, wenn Ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüstert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeschlüsse dem Widerwillen des deutschen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieses üble Folgen hätte? Lassen Sie an dem Thore des taxischen Hauses, an den Palästen des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmstadt, des Curfürsten von Hessen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ Unten drunter lassen Sie einstweilen

183 . . . setzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag sind dann schnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Professor Wolf in Jena sagt in seinem Buche über die schöne Literatur: „Börne hat es in seiner letzten Zeit mit dem „Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den „Spaß zuweit trieb und die Menge zu beschränkt war, um einzu„sehen, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, als etwas „grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß." Dieser unbeschränkte Wolf ist auch einer von unsern Leuten, die es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr, ist das Spaß oder Ernst? — Völliger Ernst. — Nun das ist Ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe liest, wird auch sagen: Nun das ist sein Glück, daß er Alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Hundert und dritter Brief.

Paris, Donnerstag, den 31. Januar 1833.

Béranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder gesungen. Gestern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit sie zu lesen; aber in meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen darüber und dann schicke ich Ihnen das Buch durch die erste Gelegenheit.

Ein Reisender, der aus Deutschland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen sind. Der erste Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden. Es scheint, daß ich im Januar und Februar am meisten Verstand habe. Das kann aber nicht immer so gewesen sein; denn in einem dieser Monate habe ich Sie einst kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen sah, rief er aus: „Sind das „Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große Freude im Lande „sein." Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung soll stehen:

wenn Deutschland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radicalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geschwätz und um das ganze monarchische Gesindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringste Lust habe ich, ein Wunder zu wiederholen und meine Recensenten zum zweitenmal aus dem Tode zu erwecken. Friede sei mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal ist auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte-St.-Martin ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort, mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus sind alle Plätze bestellt. So ungeschickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu spät, und seit ich Paris besuche, ist es mir noch niemals gelungen einer ersten Vorstellung beizuwohnen, welche immer die interessanteste ist. Das wird besonders diesmal der Fall sein; denn wegen der Verfolgung, die Victor Hugo neulich von den Ministern zu erdulden hatte, werden seine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen suchen. Ohne dies spielt das neue Drama in dem Hause Borgia, diesem bekannten italienischen Fürstengeschlechte, dessen Blut von der Sünde schwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchischen Princip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchische Princip! Aus Angst und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil seiner Schätze geraubt hat, packt es sich, gleich Molieres Geizigen, an der eignen Brust und schreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner seiner Feinde, als es sich selbst thut. Sie werden aus den Pariser Zeitungen halb errathen haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie schickte zwei hiesige Aerzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts Auffallendes gewesen, da die Legitimisten selbst laut gejammert hatten, die Berry sei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen, aber die Minister des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz besondere wichtige Sendung, sie hätten den Auftrag, einen Punkt der gerichtlichen Medicin in das

Reine zu bringen. Darauf schreiben die legitimistischen Blätter von Gift, sprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verleumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück, und die Legitimisten, diese dummen Pfaffen des monarchischen Princips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie sie ihn zu wissen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, schamroth, stotternd vor der Herzogin erschienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Witwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre stolz vor die armen Doctoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, sehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen selbst den Mund geöffnet und gesagt: „Ich weiß, warum „Ihr gekommen; jetzt seid Ihr hier, jetzt untersucht Ihr alles gehörig, und nicht eher sollt Ihr das Zimmer verlassen, bis Ihr „alles gehörig untersucht habt. Man soll wissen, woran man ist.“ Die medicinischen Richter untersuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geschichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchischen Trosse frohlockend ausrufen: „Seht ihr, seht ihr, was von einer repräsentativen Verfassung herauskommt, welche schöne Folgen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande, das nicht mit der Preßfreiheit verflucht ist, je von der Mütterlichkeit einer Prinzessin Witwe reden gehört?“ Ganz Recht hat Herr Jarke. In solch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts ist abscheulicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; sogar einer fürstlichen verwittweten Unschuld kann sie einen bösen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchische Princip immerfort an sich curirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es sieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern seine Zuflucht und gebraucht sympathetische Mittel. Vorgestern war ein Ball bei Hofe und da erschienen mehrere Damen, „die presque jolies et à peu près jeunes“ waren, zum allgemeinen Erstaunen mit Puder in den Haaren und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentschaft. Die königliche Familie überhäufte diese tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchischen, fast schönen und ungefähr jungen weiblichen

Köpfe mit Gunstbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers sagte ihnen im Namen der Doctrinairs die schönsten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatischen Corps überreichte ihnen der päpstliche Nuntius Confect und Eis. Herr Pasquiers, im Namen der Pairs, erklärte diesen Tag für einen jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden sie von allen Uebrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben und wissen mußte, daß Mirabeau und Robespierre sehr gepudert waren und daß Madame Roland eine steife Schnürbrust getragen. Den andern Tag schickten drei Gesandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieser Puder werde sehr viel zur Schlichtung der belgischen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernsten Willen Louis Philipps, das reine monarchische Princip herzustellen und die ungepuderte und ungeschminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könne.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es ist dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine carlistische, aber die hilft auch. Sie unterscheidet sich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth ist der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allstündlich ändern. Auf keine Weise ist zu fürchten, daß sich die Spanier in den Schlaf protokolliren lassen. Eine diplomatische Conferenz verdaut nimmermehr solch ein hartes Volk. Wenn das dort Verstand hat, werden wir es in Deutschland bald an den frischen Ohrfeigen spüren, die man uns geben wird, wir sind die Menins aller ungezogenen Völker — sie die Unarten, wir die Schläge.

Samstag, den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir schicken. Was ich früher von ihm gelesen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit seinem Journale ist es ein großer Mißverstand. Wer für die Juden wirken will, der darf sie nicht isoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn sie bedürfen keiner

Zusprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Ansprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen sprechen, damit der ungeneigte Leser gezwungen werde, sich damit zu beschäftigen, weil es auf seinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf diese Weise leichter, die Juden zu vertheidigen, Jedem der keine blinde Liebe für sie hat. Ich habe oft und warm für sie gesprochen; hätte ich sie aber isolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu sauer geworden. Es scheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt sehen. Aber die Nationalität der Juden ist auf eine schöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden. Die Juden beherrschen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Christenthum beherrscht die Welt, dieser schöne Schmetterling, der aus der garstigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die scheinbeherrschte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden sind die Lehrer des Kosmopolitismus, und die ganze Welt ist ihre Schule. Und weil sie die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit. Keine Freiheit ist möglich, so lang es Nationen gibt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten; der wechselseitige Haß, der die Einen trennt und schwach läßt, verbindet die Andern zu wechselseitiger Liebe und macht sie stark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, so lange ein thörichter Haß diese auseinander hält. Auch die Edelleute sind stark, weil sie kein Vaterland kennen. Deutsche! Franzosen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrschern zum wahnsinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, soll wechselseitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was sie als Vaterlandsliebe preisen, ist die Quelle eures Verderbens. Verstopft sie, werfet Kronen und Scepter und zerschlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, ihr Deutsche dem Norden, ihr Franzosen dem Süden, und dann ist überall wo ein Mensch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie sind neugierig? Das ist merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz, im Conversationslexicon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen englischen Weltgeschichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen gesammelten Schriften, in keinem dieser Werke ist auch nur ein Wort zu finden, das auf die Existenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es ist die merkwürdigste Entdeckung seit der Sündfluth. Aber es thut mir leid, ich muß Sie schmachten lassen. Aufrichtig zu sprechen, es ist etwas in dieser Geschichte, das ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich sie Ihnen erzählen soll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verschweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu sagen, das ist eine künstliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen, ist viel leichter. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß die Geschichte gar nicht so romantisch ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich habe mehr wissenschaftliches als Kunstinteresse daran, und wäre ich nicht so wißbegierig, hätte ich mich schon längst dabei gelangweilt; doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eifersüchtig ist, sondern auch die Mutter, und daß erstere mich seit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, sondern aimable; einmal sagte sie sogar adorable. Ich weiß nicht, was sie mit mir vor hat, aber sie abelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt schmachten Sie ruhig fort und lassen Sie sich durch nichts stören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, sechs Wochen, vielleicht zehn, höchstens ein Jahr oder anderthalb.

Hundert und vierter Brief.

Paris, Montag, den 4. Februar 1833.

Bérangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut sprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Béranger

fühlt es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht sein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Mir aber scheint, daß seine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens, und daß darum sein sonst so siegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zuneigung sind würdig und rührend. Da sagt er unter andern: „J'ai toujours „penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne „doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Goethes gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas anderm, als an Kronen und Ordenssternen arbeiten. In der Vorrede sagt Béranger: das wären seine letzten Lieder, und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der Traum meines Lebens." Hätte Béranger nur das nicht gesagt! Das sagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen. Sie spotten: Ihr träumt, Ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum; aber freilich, wenn man schläft, ist alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es gibt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks ist immer

die nämliche, nur kommt es darauf an, wie sie vertheilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute, und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geistlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geistlichkeit aufgelöst, und da flossen Reichthum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe; wollt ihr Seide spinnen, dürft ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brod essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttausend seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältniß noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige sollen Alles wissen, damit Alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungeu gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißigtausend Schulmeister zerschlüge — in jedem geheimen Hofrath stecken ihrer tausend, — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit der Traum der Schlechten sein.

Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können sie sich leicht denken; nach den Gesinnungen und Aeußerungen Bérangers über den Zustand Frankreichs. Mit wahrer Angst suchte ich

das auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Béranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verleumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihre Mitschuldige werde, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destilliren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht Alles, was ich suchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der frühern Zeit, hat Béranger träge bearbeitet. Aber es gibt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere, die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Bérangers theilen jetzt den Gewinnst und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Parteien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Béranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

So zielen Bérangers politische Lieder zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das, was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la Paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, ist nicht gedruckt worden. Die Minister und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung bespöttelt er etwas in dem Liede la Restauration de la chanson. In den ersten Tagen nach der Revolution hatte

Béranger gesagt: „on vient de détrôner Charles X et la chanson.“ Darauf bezieht sich das Lied, von welchem hier die zwei ersten Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille,
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Diesem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichsam als Beweis folgt. Der Minister Sebastiani wollte, so zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem schönen Liede: le Refus; darin sagt er:

Qu'un peu argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encore,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philosophischen Gedichte: les Fous sind folgende schöne Verse:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derselben, worin Béranger seine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuschreiben. Ich weiß, welche Freude es Ihnen macht, in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Wasser zu sehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique,
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.

D'un roi toujours la matière se trouve :
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout oeuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi,
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et de croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs,
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le cousin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs:
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs.
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine: un dieu fit cette loi.
Les courtisans rougent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gensdarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins coûté, sur ma foi.
L'ogre a dîné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans.

D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus ils s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
 Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre,
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du Louvre ouïra cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
„Faites l'aumône au dernier de vos rois!"

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers,
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers,
Un senateur criera: „L'homme à besace!
„Les mendians sont bannis par nos lois."
„— Hélas! monsieur, je suis seul de ma race.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois."

„Es-tu vraiment de la race royale?"
„— Oui, repondra cet homme, fier encor.
„J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
„A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.
„Il les vendit pour nourrir le courage
„De faux agens, d'écrivains maladroits.
„Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois!

„Mon père âgé, mort en prison pour dettes,
„D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
„Je tends la main; riches, partout vous êtes
„Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
„Je foule enfin cette plage féconde
„Qui repoussa mes aïeux tant de fois.
„Ah! par pitié pour les grandeurs du monde,
„Faites l'aumône au dernier de vos rois!

„Le senateur dira: „Viens, t'emmène
„Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
„Contre les rois nous n'avons plus de haine:
„Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
„En attendant que le sénat décide,
„A ses bienfaits si ton sort a des droits,
„Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
„Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira.
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienstag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit scharfen Zungen, mit Fischbeinen, mit Zwirnknäueln, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmstädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch gelästert deutsch und französisch. Sie haben gesprochen von Ariovist, von Cäsar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den spartanischen Frauen, von Goethe, Schiller, von den schätzbaren Winken, welche die philosophischen Schriften des

Königlich-Preußischen Staatsministers Ancillon über diesen Punkt enthalten; von Himmel und Erde, von Gott und Teufel. Sie haben gesprochen von dem dröhnenden Geheule der germanischen Weiber und wie Cäsar vier Wochen gebraucht, seine Soldaten an den Graus zu gewöhnen, und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit gesiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer lassen, denn sie zittert vor euch. Sie fürchtet, Manchem würde euer Lächeln mehr sein als das gnädige Lächeln des Fürsten, euer Händedruck schmeichelnder als das Achselzucken eines Ministers und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des preußischen Gesandten. Darum sammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichsten im ersten Gliede! Vorwärts!.... Was ist? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht?.. Ja so! Die Schönsten voraus! Marsch!... Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hause. Es fällt mir eben ein, daß sie Recht haben; es sind schon Weiber genug in allen deutschen Kammern.

Von den Duellen, welche in diesen Tagen zwischen carlistischen und liberalen Journalisten Statt gefunden, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieses Ereignisses nicht ganz fühlen. Es war sehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem süßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Esel, wenn auch zitternd, herangestolpert, um durch einen Fußtritt seine Tapferkeit und seine treue Anhänglichkeit für die doctrinäre Eselei zu beweisen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und sie bekamen Angst. Die unverschämte Herausforderung der Legitimisten, die doch so schwach sind wegen ihrer geringen Zahl, wurde so gedeutet: daß diese Partei durch den geheimen Schutz der Regierung sich stark fühle. Hat doch der Minister Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Carls X., die ganze Revolution, sei keine Handlung des Rechts gewesen, sondern nichts, als eine That der Gewalt, die man achten müsse, weil man müsse. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carlisten nichts, als die Arglist der Regierung, und sie sprach sich so stark aus, daß die Doctrine ihre Fühlhörner erschrocken in ihr Schnecken-

haus zurückzog. Carrel, der Redacteur der National, der sich für die liberale Partei hervorgestellt, ist lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt ist er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein riesengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Ministerium und die Gesandtschaften sich öffentlich oder im Stillen so ängstlich um das Befinden dieses Republikaners erkundigen lassen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis des droits de l'homme allein haben sich achttausend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Carlisten auszufechten. Ein Freund, der gestern auf dem Bureau der Tribune war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll gewesen, die gekommen waren, sich unter die Duellanten einschreiben zu lassen. Ich billige sonst Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die sogenannte Ehre ist nichts als die falsche Münze der Tugend, ein kindisches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das sich der Hochmuth der Aristokratie erfunden, damit ihre Verdienstlosigkeit zu schmücken. Aber Duelle aus politischen Gründen preise ich. Man stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mars erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1778 geboren, also gegenwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behauptet hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Marquis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nicht. Er schrieb ihr seidene Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolstert mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum sammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hause zu tragen. Aber er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiselle Mars kommt und mich in seine Behand-

lung nimmt. Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Dupuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen und über die vielen schönen Sachen sich freueten, fanden sie unter der reichen Verlassenschaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieses Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das wissen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des Bildnisses unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Testamente heraus, daß sie eben erst unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten, und sagten der Mars: sie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, sie wäre Universal-Legatarin. Die Mars stand mit einem Susanna-Lächeln, die Erben standen mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem Anlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losschlug, um zu sehen, ob es nicht defect sei und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück, heraus, die als Papierstreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre diese heilige Schrift nicht zufällig untersucht worden und ein armer frommer Teufel hätte sie gekauft für dreißig Sous, und zu Hause fünf und zwanzig, vielleicht fünfzig Tausend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Christenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weise alte Marquis zurück; ihr Tod ist einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es schrieb mir heute Einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht selbst eröffnet, weil Pfitzer (Verfasser der Briefe zweier Deutschen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines solchen Mannes könne er nicht annehmen.

Ach! was habe ich wieder eine volle und schmutzige Eselshaut! Das ist meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzac's seine. Diese wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächst nach jeder. Doch heute still davon. Ludwig XIV. schrieb ein staatsrechtliches Buch zur Belehrung seines Nachfolgers. Darin ist der Grundsatz aufgestellt: „Die Nation ist nichts für sich, sie ist ganz in der Person des Königs aufgelöst." (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einst sprechen wie Ludwig XIV. gesprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Carl werden gesinnt sein, wie der erste Wilhelm, der erste Friedrich, der erste Franz, der erste Carl gesinnt waren. Es gibt keine andere Hülfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Hundert und fünfter Brief.

Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833.

Der Journalist Traxler aus Cöln, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, hat sich gerettet und ist glücklich in Paris angekommen. Gestern besuchte er mich. Als er Abends, da es schon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er sein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen sollte, ihn vorher in seine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu bestellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huissier in das Zimmer eingetreten war, sprang Traxler hinaus, verschloß die Thür hinter sich, stürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam so glücklich über die Grenze. Auch ist in diesen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war. Er saß schon lange in Pirna fest, als es ihm gelang, seinen Kerker zu durchbrechen, um den weiten Weg durch Deutschland nicht unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen. So haben sich schon sehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich sechs in Frankreich begegnet und gesprochen

habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen, welche sie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverstanden waren, so, daß wenn sie auch nicht behülflich dabei gewesen, sie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem solchen Einverständnisse nicht sprechen, doch aus den angegebenen Umständen erräth man es bald. Einer dieser Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, gestand es, daß ein Polizeibeamter, und zwar ein solcher, der sich seit mehreren Jahren durch seine blinde Folgsamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat und darum in der ganzen Stadt verhaßt ist, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu seiner Flucht behülflich gewesen. Wie erfreulich ist es nicht, wahrzunehmen, daß die Karyatiden der Throne mit Menschengesichtern und steinener Brust endlich auch warm werden und sich beklagen.

Der gute Geist in Deutschland breitet sich immer mehr aus, auch unter den Officieren und Unter-Officieren. Und was dann? Die deutschen Fürsten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und selbst diese Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherstellung der alten deutschen Reichsgerichte, aber in den alten Kessel soll neues Gebräu kommen. Man spricht von deutschen National-Gefängnissen, von hohen deutschen Bundesthürmen, die gebaut werden sollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern, die Sie mir geschickt, habe ich von Weitzels „Politische Ansichten der Gegenwart“ nur noch einige Bruchstücke gefunden; ich hätte aber wahrscheinlich aus dem Ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann schreiben in dieser Zeit und in seinen Verhältnissen? Wenn er sagt: „Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die sich mit „der Aristokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, kommt „um manche Jahrzehnte zu früh“ — so will ich mich aufknüpfen lassen, wenn das sein Ernst war. Weitzel ist einer der besten und klarsten politischen Köpfe Deutschlands und sein Rath, mit der

Ausbesserung des Hauses zu warten, weil es noch manche Jahrzehnte dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zusammenstürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Aristokratie und Monarchie zusammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten sie uns täglich, wir möchten doch so gut sein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur je Etwas aus Nichts schaffen! Als wenn sie nicht selbst vorher zerstören müßten, um Neues zu bilden! Für solche Dummköpfe halten sie uns, daß sie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerstören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen sollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen sollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen sie uns nicht. Und wenn sie zanken: Der Liberalismus könne nur zerstören, finden sich in Deutschland gutmüthige, aber einfältige Menschen genug, die vor dem Schrecken dieses Vorwurfs zusammenfahren, und aus Furcht, für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hause schleichen, die Nachtmütze aufsetzen und in den Andachtsstunden lesen.

Es ist etwas in den Deutschen, auch in den Freisinnigen, was ich nicht verstehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Psychologie nicht ausreicht. Ich erstaune täglich über die Gefühllosigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverschämten Reden der Minister anhören. Ich sage nicht, sie sollen der Gewalt Gewalt entgegensetzen; denn sie haben keine. Ich sage nicht: sie sollen der Frechheit, wie es sich gebührt, antworten und der Pflicht und Ehre ihren persönlichen Vortheil aufopfern; aber ich sage: sie sollen ihr antworten müssen. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm sein der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns solche Aufopferung selten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; stünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und schweigen. Es gäbe aber Verhältnisse, in denen ich unfähig bliebe, zu überlegen, in denen mein Herz den Verstand verdunkelte, und in solchen Verhältnissen, stünde

ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich seine Krone, seine Kerker, seine Henker vergessen und ihm begegnen, wie es sich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf geduldig behandeln lassen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum sind sie Schulbuben, wo sie sich die Schwächeren fühlen? Weil sie Schulmeister sind, wo die Stärkeren; der ganze Unterschied besteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet sie zu Grunde. Vor lauter Begeisterung für das Gute verlieren sie den Geist, es zu Stande zu bringen. Thränen der Menschenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmste Jäger kann sie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter sitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Faust seines gnädigen Herrn, und zeigt sich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit seinem Geschosse nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn steigen. Das edle Thier steigt, steigt, steigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Faust zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verstohlen.

In Cassel feierten sie den Jahrestag der Verfassung und schrieben am folgenden Tage: „Tausend stille Gebete und Wünsche für sie steigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige selbst ist nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als stille Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienst voraus, und ein Prälat — versteht sich ein Haas — predigte über den Psalmen-Vers: „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe,“ und ging dann geschickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näselte „von der Treue gegen unsern verehrten König“. Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präsident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorstehenden Landtag!“

Und dann erhebt sich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loser Schelm von Staatsrath heimlich an seiner Großmuth gekitzelt, und macht den Vorschlag: man solle die Diäten der Deputirten von 5½ auf 4½ Gulden herabsetzen. Taumelnd stand gleich Alles auf, was Edles auf den Bänken saß, und Alle, Einer nach dem Andern, schrien wie die Kinder: „ich auch, ich auch!" Es war eine Rührung zum Ersaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und sprach: „Ich verzichte nicht auf meine fünf Gulden dreißig „Kreuzer; ich werde aber einen Gulden täglich den Armen zukom„men lassen." Auch diese schönen Worte hatten vielstimmigen Wiederhall. Endlich stand Einer auf und rief: „Wenn man mich zum „Präsidenten der Kammer erwählen sollte, werde ich mich, statt der „festgesetzten fünftausend Gulden, mit dreitausend begnügen." Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebste Versteigerung und Einer forderte immer weniger als der Andere. Diesesmal aber, als die Junker sahen, wie sich die Moral in Tausende verstieg, lachten sie nicht mehr, sondern sie murrten. . . . . . Und solchen unverständigen Menschen ist das Wohl des Landes anvertraut! So lassen sie sich von ihrem Herzen zum Besten haben! Sie sehen nicht ein, daß sie für einige tausend Gulden, die sie durch Verminderung der Taggelder dem Volke ersparen, ihm vielleicht Millionen an andern Lasten auflegen. Denn wenn die Diäten so gering sind, daß sie den Deputirten den Verlust ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müssen sie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlassen. Diese aber werden, wie immer, die Auflage so viel als möglich auf die untern Volksclassen wälzen. Es ist schön, wenn Einer edel ist; aber das sei er im Geheim. Edelleuten und Ministern gegenüber soll ein Bürger seine Tugend verstecken. Sobald diese merken, daß sie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen sie ihn um so mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müssen stets Eigennutz heucheln, damit sie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin dessen schadenfroh. Ein edler

Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der List unverdient, nur das erstemal. Wen sie zum zweitenmale täuscht, der hat sein Geschick verschuldet, und es ist das zweitemal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die constitutionellen Fürsten die Schranken der Verfassung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geschützt; wieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sclaven. Die Gitterstangen, die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen, diese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen, die sie aus dem Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht stehen. Und nicht mehr, wie früher, begnügen sie sich, ihre Widersacher, die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu bestrafen; nein, sie bestrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen sich Widersacher gegen sie hervorgestellt. Der König von Baiern hat die Stadt Würzburg durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmtesten Universitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garnison, der heilige Bischof, die allerheiligsten Edelleute verlassen die kleine gewerblose Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß sie Rotteck zum Bürgermeister gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptstadt sich so freisinnig zeigt, will mit seinem Hofe und mit seiner Leibgarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magistrat von Stuttgart, um das große Unheil von dem Wohlstande der Gemeinde abzuwenden, hat dem Könige einige von der Bürgerschaft unterzeichnete Adressen überreicht, worin diese den König bitten, nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutschen an einer gemeinschaftlichen Kette, und sie haben doch wenigstens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern soll es nicht mehr zu ertragen sein. Ich habe heute drei angesehene und reiche Gutsbesitzer aus Rheinbaiern gesprochen, die nach Amerika reisen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlassung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen sie, steige die Tyrannei täglich, und sie wollten sich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das sind keine Advocaten, keine Demagogen, keine Schriftsteller, keine Journalisten, keine Freiheits-Theoretiker, keine schwärmenden Jünglinge; es sind

Gutsbesitzer, schlichte Landbauern — und doch können sie es nicht ertragen!

Samstag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich sehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht gelesen. Sie haben das nicht verstanden, wenn Sie jene Erklärung als einen Versuch ansehen, den Spott abzuwenden, der den armen Hering in Berlin wahrscheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beschuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, sucht er sich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rücksicht genommen. In solchen Sachen verstehen sie keinen Spaß, wie man zu sagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß sie so dumm sein werden. Uebrigens können Sie sich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt Keinem.

Hundert und sechster Brief.

Paris, Samstag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des baierischen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindisi eine Rauchwolke von dem köstlichsten deutschen und italienischen Schmeichelgewürze herzog, — nennt ein hiesiges Blatt: einen: roitelet idiot, sourd et bossu. Ich habe kein französisches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was idiot heißt. Ich vermuthe, es heißt dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu sagen; auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menschengeschlechts; denn bei ihnen fielen dann alle acustischen Täuschungen weg, es blieben nur noch die optischen übrig; ihre Höfe könnten sie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verstand, die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zusammengenommen. Diese Entdeckung von den schönen Eigenschaften des Königs Otto hat viel dazu beigetragen, die französische Kammer bedenklich zu machen, ob sie die

Garantie bewilligen solle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechischen Anleihens zu übernehmen versprochen. Der Zeitungsredacteur ging mit dem Briefe, den er von einem baierischen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Dupin, wo an dem Tage die Deputirten versammelt waren; dort theilte er seine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigsten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und sie machten einen großen Eindruck, der auf die Commission der Kammer überging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaierischen Herzen, die von München wie die aus dem Spessart, sind, seit ihnen der Professor Thiersch erzählt, daß Sophokles und Aeschylus mit dichterischer Begeisterung vom Bier gesprochen, so entzückt über die Hellenesirung ihres Otto's, daß sie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und sollten sie darüber verarmen und mit einer Hopfenstange in der Hand die Welt durchbetteln müssen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilsamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der baierische Vater mit dem griechischen Sohne geschlossen, für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majestäten verbürgen sich darin wechselseitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern von Oesterreich oder seinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hilfe schicken. Sollte dieser einmal von Oesterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Pascha von Aegypten oder von seinen eigenen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hilfe leisten. Wenn ein baierisches Regiment in Franken mit den Leiden des Volkes zu sympathisiren anfängt, schickt man es schnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten sich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen und sich die Stirne auf dem Pflaster zerschmettern; mögen sie immerhin bei der Einschiffung sich empören — man weiß sie zu zwingen. Wenn ein griechisches Regiment in Nauplia sich merken läßt, daß es seinen König doch gar zu bucklig finde — schickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verstehen das Volk nicht, unter dem sie leben, und hassen und mißhandeln es zum Heile und Segen des monarchischen Princips.

Der Kaiser von Oesterreich übt auch diese schöne Regierungskunst. Die ungarischen Soldaten werden nach Italien, die italienischen nach Ungarn geschickt. Der Ungar versteht kein Italienisch außer dem Wenigen, was ihm Abends in der Caserne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als caro amico, und man sagt ihm, caro amico hieße Hundsfott. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinschenke sitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und sagt fratello mio, caro amico! — stößt ihm der Ungar seinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italienischer Officier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinschleicht, und weint Sehnsuchtsthränen nach seinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und sagt in seiner Sprache: Nicht weinen, Bruder, du wirst dein schönes Vaterland bald wiedersehen! Der schmerzbetäubte Italiener glaubt, der Ungar spotte seiner und schlägt ihm ins Gesicht. Sie duelliren sich, der Ungar bleibt todt, und das monarchische Princip gibt am nämlichen Abende dem italienischen Officiercorps einen Champagnerpunsch.

Wollen Sie nächsten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen? Der baierische Volksfreund hat neulich den Vorschlag gemacht: „an der Stelle, wo die betrübte königliche Mutter ihrem vielleicht auf immer scheidenden innigst geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland, den letzten Abschiedskuß gegeben, vermittelst Beiträge patriotischer Baiern eine Capelle zu bauen." Die Patrioten werden beitragen, die Capelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küssende Muttergottes, den griechischen Jesus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber so ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Brust. Was hat er nöthig, eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht schöner gewesen, er hätte der königlichen Mutter gesagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du hast deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirst ihn bald wiedersehen —?"

Sollte die Ottolästerliche Correspondenz jenes Königs-, Bier- und Vaterlandsvergessenen baierischen Journalisten in Straßburg die Folge haben, daß die französische Regierung ihren Theil des

griechischen Anleihens übernimmt, so hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuschaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an schuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutschen Fürsten besonders lieben, sondern ich liebe den deutschen Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Commissionslager von Liebe und Anbetung und jede Gesandtschaft kann sich dort für ihren Herrn so viel davon holen, als ihm nach Verhältniß seiner Civilliste zukommt. Steht aber wieder einmal ein baierischer Patriot unter dem Bilde seines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimnisse von seiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht ins Riesenhafte und ist so groß als das, was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menschlichen Blute ist, wie bekannt, Eisen enthalten. Jetzt hat sich neulich ein hiesiger Chemiker zu dem Versuche angeboten, aus dem Blute eines verstorbenen Menschen so viel Eisen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenstücks prägen könne ... Ich sehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und sagt: der Vertrag gilt nichts, wir wissen Ihr Geheimniß schon .... Daß ist Betrug, Herr geheimer Finanzrath! Freilich wissen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es ist das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr sollt jenem armen blassen Jüngling dort nicht das Herz brechen; er soll nicht das Götzenbild eines wahnsinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Ist es nicht eine Schande von lüderlicher europäischer Staatshaushaltung, daß in allen Ländern so vieles kostbares Blut der Unterthanen ganz ohne persönlichen Vortheil ihrer Fürsten vergossen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut, welches die Soldaten für die Fürsten vergießen, sei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch sein eigenes Blut, das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes, das er vergießt; sein eigenes bringt dem Fürsten keinen Vortheil,

denn sobald er todt hingestreckt oder verwundet wird, ist er kampfunfähig. Nun, warum sammelt man dieses Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eisen daraus? Man bedenke nur, welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen, vergossen wurde, die der französischen Revolution vorhergingen! Da ist der nordische Krieg, der österreichische Erbfolgekrieg, der polnische Krieg, der schlesische Krieg, der siebenjährige Krieg, der baierische Erbfolgekrieg, der Krieg, den in Europa der amerikanische Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht so viel Eisen, als man aus all diesem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und sagt: das sei doch nur Eisen! Ist denn eine Kanone von Eisen? Sie ist vom reinsten Golde, denn damit holt man's. Ein Potosi habt ihr verschleudert! Und das ist noch gar nichts .... O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die Hundert von andern Schlachtopfern eurer monarchisch-aristokratisch-jesuitischen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es ist zu spät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, sondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die fürstlichen Kassen unerschöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern gibt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutsteuer auf, man lasse sie zur Ader. Wenn ein Bürger seine Geldbuße nicht entrichten kann, lasse man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlassen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu bestrafen! Ein deutscher Journalist hat gewöhnlich weder Gut noch Geld, um Caution zu leisten. Man setze tausend Unzen Blut als Caution für jeden Journalisten fest. Kann ein Preßverbrecher seine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlasse, auf drei, fünf, sieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der baierischen Criminalpraxis auf unbestimmte Jahre. Man lasse den Journalisten Blut, bis die euro-

päischen Verhältnisse sich gebessert haben, bis die belgische, irländische, französische, deutsche, portugiesische, spanische, amerikanische, griechische, türkische, ägyptische Frage entschieden ist. Dann braucht auch ein deutscher Fürst nicht mehr den Kaiser von Rußland um sein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch seine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk ist das menschliche Blut.

Jetzt habt ihr meinen Finanzplan, jetzt habt ihr euer griechisch Anleihen vollständig. Komm nun mit mir, du elender armer Jüngling! Du weinst? Siehe diese Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand gestürzt! Brennt sie dich nicht wie Scheidewasser? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hattest du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um sie zu trocknen! Du weinst? Du flehest Gott an? Gott spottet deiner. Gott ist voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in seinen Schmerzen, er tröstet selbst den Schuldigen in seiner Herzenspein; aber er hilft und tröstet nur, wenn der Unglückliche sich zu retten alle seine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn. Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen! Das ist mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutschen Liberalen heißt: Mußt kräftig protestiren, schlägt man dir in's Gesicht. Und schlägt man so einen Pourceaugnac in's Gesicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il m'a donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieser deutsche Protestantismus! Damals, zu Luthers Zeiten, fingen sie auch mit Protestiren an: aber endlich mußten sie zuschlagen, und da siegten sie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorschleicht und daß, was bei andern Völkern Genesung ist, bei den Deutschen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geschehen, welche Leiden werden erduldet werden müssen, bis sie es zu einer Revolution bringen. Die Franzosen standen mit einem Sprunge

darin. Hundertmal am Tage wünsche ich: hole sie der Nikolas! Wahrlich sie werden nicht eher spüren, daß es Winter geworden, daß die Erde kahl ist, daß die Bäume abgestorben, die Lüfte verstummt sind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man sie nach Sibirien schickt, und sie dort für den kaiserlichen Leib Fuchspelze erjagen müssen, und jeder Wunsch, der warm aus dem Herzen kam, zwischen den Lippen gefriert und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht besser, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freisinniger deutscher Mann edel gewesen, und hat durch seinen Edelmuth der guten Sache mehr geschadet, als ihr hundert Schurkenstreiche hätten schaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erste Wahl verworfen, zum zweitenmal und, wenn wieder gehindert, zum drittenmal zu ihrem Bürgermeister wählen wollen. Aber da stellte sich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief seinen Mitbürgern zu: sie möchten doch wegen seiner die väterliche Rache des Landesvaters nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeisterwahl einem Andern zuwenden. Das liberale deutsche Philisterthum wurde von solcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und ist heimlich schadenfroh, daß die hohe deutsche Bundesversammlung erröthen müsse, von solcher Großmuth beschämt worden zu sein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollständigen deutschen Reichsgeschichte, hat Rotteck — protestirt. Die Regierung möge sich alles nehmen, was ihr beliebt, nur Recht soll man ihr nicht geben! So lassen sich diese edlen Menschen zum Besten haben, und Rotteck, ein Meister der Weltgeschichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nikolas die Herren der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre listigen Wege kennt: glaubt einem schönen Triebe seines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab, den man an einer electrischen Kette von Carlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk sein Recht

behaupte, seinen Willen und seine Kraft geltend mache und zeige, daß es der Naseweisheit der badischen Junker zu begegnen wisse.

Ja sie werden nicht eher warm werden, als bis sie nach Sibirien kommen. Der Kaiser Nikolaus allein verstände es, das träge deutsche Blut in raschere Bewegung zu setzen. Unsere inländische Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt steht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und so oft das Leben zu entweichen droht, spannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte gesammelt. Aber in Rußland ist man so weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiserlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die sich schlecht aufführten, sollten unter die Soldaten gesteckt oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienstunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem despotischen Lande wie dort unter schlechter Aufführung der Jugend versteht, kann man sich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, spielen, trinken, die Lehrstunden versäumen, Liebschaften haben, — sondern das heißt: freisinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geschieht in Deutschland? Höchstens wird ein freisinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Die deutschen Höfe sollten ihre Junker nach Petersburg schicken, daß sie dort regieren lernten.

Es ist wirklich eine Schande, wie sehr die deutschen Junker noch zurück sind. Die in Sachsen haben es unter allen am weitesten gebracht; doch was ist's? In der ersten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — so oft in einer ministeriellen Mittheilung, des Namens des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geschieht, oder so oft ein Minister in den Saal tritt, stehen die Edelleute auf und verneigen sich. Das ist alles. Ich bin nicht unbillig, ich sage nicht: das ist nichts. Es ist freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Cleopatra in ihrem Weine auflöste,

nur eine Linse war. Aber ich sage: es ist wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Ist es nicht abscheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachsen den Bürgerstand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition, worin man um die Abschaffung des Lehnwesens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieser Biene nicht blos den Stachel, sondern auch den Honig genommen; man hat sie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redacteur, der mit der Zeitung seine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelstab gebracht. Das ist etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Nase und Ohren abgeschnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutschen politischen Monatsschriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das, welches der Professor Pölitz in Leipzig herausgibt. Es war früher schon sehr gut, da der Mann nur erst Censor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmstadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel besser werden. Diese Auskunft geben Sie einstweilen * * * in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald selbst schreiben.

— Heine's Französische Zustände habe ich erst vor wenigen Tagen bekommen, auch schon darin zu lesen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zusammen kommen lassen. Das Buch kommt mir sehr gelegen. Es soll mir dienen, mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das ist bequem und angenehm; es ist wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geschlossenen Augen sicher hinab. Heine, mir gegenüber, kommt mir vor wie Melanchton gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine schöne Tonne für unsere lieben dummen Wallfische!) Ich kann wie Luther sagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner „Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze „und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützchen „ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Melanchton fährt „säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt

„mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. „Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu „hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich „irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte."

Mittwoch, den 13. Februar.

Gestern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und saß viel spazieren. An solchen Tagen sprossen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den schönsten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichterisch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich, sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingscur gebrauchen; Brunnenkresse, den Werther oder was sonst das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menschen Thränen nennen, wird für keine Wunde, Weinen nicht für Kämpfen angerechnet! Doch es sei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie sollen Alles erfahren, aber heute ist es zu spät. In meinem nächsten oder nachnächsten Briefe werde ich die Geschichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortsetzung zu Fortsetzung, bis ich Paris verlasse und Sie wieder sehe. Dann ist das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder schriftlich lüge ich nie. Das ist mein Amt und mir heilig. Ich unterscheide mich hierin sehr von allen Ministern, von welchen man mehrere Beispiele hat, daß sie in geselligen Verhältnissen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beispiel — ausgenommen in dem seltenen Falle, wo sie die Wahrheit sagten, daß man sie nicht glaube. Also noch acht Tage warten.

Hundert und siebenter Brief.

Paris, Freitag, den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir ist wunderschön, gemüthlich und geistreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfen zu verschenken, das heißt sie verächtlich machen, das heißt sie ganz zu Grunde richten. Es gibt keine gefährlichere Feindin des monarchischen Princips, als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und seine Gehalte sind sein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war so dumm, sich aus dem Paradiese verjagen zu lassen; aber so dumm war er nicht, daß er sich selbst mit dem flammenden Schwerte vor das Paradies stellte, um die verbotenen Früchte darin gegen sich selbst zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforschen, ob ich nicht geneigt wäre, eine ministerielle Theater-Zeitung zu schreiben. Zu wie viele Thaler courant man mein ästhetisches Gewissen abgeschätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrscheinlich meiner Phantasie keine Schranken setzen. Ich kann Sie versichern, daß ich in meinem Herzen die größte Lust hatte, mich in solchen Künsten etwas zu versuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchische Princip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu spielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel ist nicht gut zu spaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Gesinnung mag ich nicht sprechen, man macht sich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken sollen, daß man jede Achtung der Menschen, wie jede Herrschaft, nur durch die nämlichen Mittel behauptet, durch die man sie erworben. Diesen Weg zu verlassen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehn Kronen verrieth Napoleon die Freiheit, die ihn emporgehoben; er verlor alles, und die Freiheit selbst erbte den Lohn, den er empfangen, sie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert sich, daß man ihn nicht bezahlt und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn also be-

zahlte und doch nicht gebrauchte, würde er sich um so mehr wundern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geist kaufen, dieses gar nicht geschieht, um ihn zu verwenden? Was haben sie solchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerstören, um die menschliche Würde zu entheiligen und frohlocken zu können: „Seht, so sind euere Oppositionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Gold sind sie alle zu haben." Die Royalisten möchten die Ansicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müsse uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft sein. Es ist Schelmerei; sie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit so großen Aufopferungen wird sich ihnen selten Einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenossen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß unsere politische Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzenslust Egoisten zu sein. Es gibt sehr viele edle Menschen unter den Royalisten und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweist weder für die Monarchie, noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber so ist, wenn der Liberalismus und die republikanische Verfassung die Menschen nicht besser macht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwidere ich Ihnen: der Republikanismus macht die Menschen nicht besser, aber den Menschen. Der Egoismus in einer republikanischen Sphäre ist weder so breit im Raume, noch so lang in der Zeit, als der Egoismus in einer monarchischen Sphäre. Nicht so breit — durch Corporations-Geist; nicht so lang — durch Erblichkeit. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuell wie er ist, hat er nicht Raum genug, ungeheuer, nicht Zeit genug, trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. Die Person hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf sich allein zu nehmen, und dieses Gefühl wird auch der lasterhaftesten Natur Schranken setzen. Aber der Adel hat kein Gewissen, denn er theilt die Schuld mit den Tausenden seines Standes. Aber der schlechteste Fürst kann sich gerecht dünken; denn er betrachtet sich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden,

ungeschmälert seinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein andermal deutlicher und umständlicher auseinander setzen. Wenn Sie wißbegierig sind, erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenschule steht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von sämmtlichen Regierungen ein allgemeines europäisches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr wo es sich vor all' den Hunden und Jägern verstecken soll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weisen etwas lernt, ein unwissender Mensch aus einem guten Buche eine Lehre zieht, können Sie sich darauf verlassen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falsches sein wird, was sie sich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesquieu in seinem berühmten Werke: von dem Geiste der Gesetze, den Grundsatz aufgestellt: die Tugend sei das Princip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikanischen Gesinnungen in Europa nichts zu spüren; die Tugend, wo sie sich zeigte, flößte also keine Besorgnisse ein und die Fürsten trugen kein Bedenken, einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da sich die republikanischen Neigungen täglich stärker aussprechen, erinnert man sich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung sei, und man sucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich sicherer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reisen können. Ein freisinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Bestechung oder andere Verführung. Das Traurigste hierbei ist nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, sondern daß deren Freunde sich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das ist nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerstören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der sterbende Cato sprach: es gibt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die, welche sich verführen lassen. Der gesundeste, der stärkste, der blühendste Mann — ist er darum, weil er so ist, der Wirkung des Giftes weniger ausgesetzt? Er unterliegt ihm

wie der schwächste. Wie mit der Gesundheit des Körpers ist es auch mit der Gesundheit der Seele. Auch der edelste Mensch hat Augenblicke in seinem Leben, in welchen er sich dem Teufel verschreiben möchte. Es sind Augenblicke der Noth, des Mangels, des Zorns, der Scham, der Liebe, des Hasses oder was es sonst ist, was einen guten Menschen aus seiner Bahn werfen kann. In solchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber zum Glücke kommt der Teufel nicht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele ist gerettet. Doch die Polizei kommt, sobald man sie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde, durch den Schornstein und durch das Schlüsselloch. Ja, sie kommt auch ungerufen, denn sie kennt die Noth jedes Menschen, und wo keine ist, weiß sie solche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf dessen Verderben sie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlorenen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oesterreich: gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt-Russen, in Baiern: Jesuiten nennt; welche aber der große Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung gibt es nur ein Gegengift, das wirksam ist: der Stolz. Zwar ist der Stolz auch ein Laster und vielleicht das größte unter allen. Aber eben, weil es das größte und mächtigste ist, beherrscht es die andern Schwächen als Despot und unterdrückt sie alle. Den einzigen Rath, den man ehrlichen Leuten geben kann, sich zu wahren, ist: seid stolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menschen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert, sie zu verachten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für stark hält, so lange ihr brüllt wie die Löwen — so brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch Keiner nahe komme; ihr seid verloren, sobald ihr liebenswürdig seid.

Samstag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihre Hoheit geruhen wohl „geruht zu haben. — Waren gestern bei Hofe? — Unterthänigst. „— Was Neues? — Die Gräfin Amalie war en extase über das

„schöne Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgesprochen. — „Erinnere mich nicht. — Ihre Hoheit geruhten, als die Rede von „der Oeffentlichkeit der Sitzungen und dem Drucke der Verhand- „lungen war, zu sagen: Thaten sind besser als Worte. — „Weiter? — Der Graf bemerkte: vraiment le prince Jean est un „Mirabeau. Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu und sagte: „oui Monsieur le Comte, le prince est une mire — à — beau. „Darauf erwiederte die Gräfin: Et vous, madame, vous êtes une „mirabelle. — C'est divin. Meine Chocolade! Um elf Uhr der graue „Wagen vor. Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath „Böttiger, Aufseher im japanischen Palais, bittet Ihre Hoheit „unterthänigst, einen Blick auf diese lateinischen poetischen Zeilen „zu werfen. — Der japanesische Narr soll mich in Frieden lassen „mit seinem Latein. Was will er? — Es ist eine Ode Horace — „vorace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über Deren männlich- „fürstlich-edel-hoch parlamentarisches Betragen. — Was ist's? — „Wie Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser als „Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Ducaten und ich ließe „danken. — In der Allgemeinen Zeitung stehen Berichte über die „Stände-Versammlungen. — Worte, nichts als Worte, Thaten „sind besser als Worte. Ich werde mit dem Minister sprechen. „Es darf keinem Unterthanen erlaubt sein, Berichte in eine aus- „wärtige Zeitung zu schicken, ohne sie vorher der inländischen „Censur vorgelegt zu haben. Wozu all' das Geschwätz? Thaten „sind besser als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieses- „mal sind Sie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt „merken: er sei Correspondent der Allgemeinen Zeitung. — Was „schreibt er? ba Mabonnière! — Er spricht von der neulichen Si- „tzung, wo Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser „als Worte — Drei Ducaten bringen Sie ihm. — Ein junger „Künstler wagt es, Ihrer Hoheit diese Skizze zu einem Gemälde „vorzulegen. Es ist die Kammersitzung, in welcher Ihre Hoheit zu „sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte. Sämmt- liche hohen Stände-Glieder sind porträtirt. — Mais Diable! man sieht ja ihre Gesichter nicht. Nichts als Rücken; man meint ja, es „wäre der Grundriß zu einem Brückenbau. — Délicieuse, Altesse!

„Der Maler wählte den Augenblick, wo der Minister in die Kammer „tritt und sämmtliche Mitglieder aufstehen und sich verneigen. — „Hut! Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholischen Kirche, „und wenn Sie mich bei der Gräfin wieder einsteigen sehen, kommen „Sie mir entgegen. Prenez cette tabatière. A dio! — Thaten sind besser als Worte.“ — — Mit Ausnahme Ihrer Worte, die besser sind als alle Thaten. Dieser Brief ist kurz und bleibt kurz. Am mehr schreiben verhindert mich Victor Hugo's neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erschienen und worüber ich zwei Tage mit Lesen und Notiren zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt ist er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß seine Verhältnisse ihn von politischer Thätigkeit entfernt halten. In unserem verkrüppelten deutschen Philisterwalde würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenstern der fürstlichen Paläste erkennen.

Hundert und achter Brief.

Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833.

Lucrezia Borgia habe ich gestern aufführen gesehen, nachdem ich das Drama gelesen, und ich kann jetzt gründlich davon sprechen, ob die Dame schön oder häßlich sei, denn ich habe sie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, ist es mir, als sollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen; denn nur mit solcher Kraft und solcher Kühnheit kann man sich so weit und so hoch verirren und ich hoffe, daß, wenn er erst ganz die Besinnung verloren, er zur Besonnenheit zurückkehren wird.

Zu besserm Verständniß sollte ich Ihnen vorher Einiges aus der wahren Geschichte der fürstlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleserlicher Hand, daß Sie so von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verstünden. Doch ich fürchte, noch so unleserlich, möchte das dem monarchischen Princip schaden, das jetzt kränklich und reizbar ist und das man

schonen muß. Auch könnte dann geschehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und Sie sollen keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetischer Ueberlegung habe ich beschlossen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerst bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben, auf dem Gipfel der Greuel, ausgehalten, ist weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben, in einer tugendhaften Region zu sein, und auf der Mitte des Berges, wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moralische Hitze vielleicht lästig fallen. Wenn in dem Drama Personen vorkommen, die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernste so. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrezia, der alle ihre Missethaten ausführt oder einleitet, aber nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erschien mir wie ein edler iffländischer Justizrath und bei seinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Muthe.

Also in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Este herrschte. Seine Gemalin war Lucrezia Borgia. Eine junge schöne Prinzessin, eine der Nympfen der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaste eine Anzahl venetianischer Edelleute zu einem Abendmale eingeladen. Die Ritter tragen Rosenkränze in den Haaren, die schönsten jungen Mädchen verherrlichen das Fest, und eine Schaar aufwartender Mohren erhöhen durch ihr Nachtgesicht den Glanz der Blumen, der Edelsteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tische prangen. Man lacht, man scherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht steif da zu und ich möchte wohl dabei gewesen sein. Beim Dessert tritt ein artiger Page mit goldenen Flaschen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuser oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuser. Unter den Gästen war auch ein Ritter im schwarzen Mantel, der sich mitten im Taumel durch seine Ruhe und Besonnenheit auszeichnet, ob er sich zwar auch weintrunken anstellt. Das ist aber mein wackerer iffländischer Mensch, den ich so sehr liebe, weil er mit justizräthlichem Pflichtgefühle seinen besten Freunden die Hälse abschneidet, da es sein Amt ist und er dafür bezahlt wird. Wenn

ihn seine Gebieterin Lucrezia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz, er ist ein Muster von treuem Staatsdiener, und er hat zu seinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Classe mit einem allerhöchsten Belobungsschreiben erhalten.

Dieser schwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen stellen sich erschrocken und verlassen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angestimmt. Da mischen sich unsichtbare Geisterstimmen in den Chor, erst fern dann näher, erst leise dann stärker. Die lustigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergessenheit zurück. Aber der wunderliche Gesang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden nüchterner. Da schlagen plötzlich große Flügelthieren auf, und man sieht im Hintergrunde, durch eine Estrade von dem Saale geschieden, ein schwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in schwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Gestalten steigen in den Saal hinab, und die Edelleute in die Mitte nehmend, stellen sie sich in zwei Reihen und singen ihr schauerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, sie meinen, die jungen Damen hätten sich einen Scherz machen wollen und sich als Mönche verkleidet. Darum hätten sie auch so schnell den Saal verlassen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Gestalten hin und reißt ihr die Maske ab. Da sieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Gesicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kommt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Gestalt hervor. Ihr weites schwarzes Sammetkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, dessen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Ansehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Estrade und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du hast

das gewiß nicht vergessen. Du da! Ich habe Deinen Vetter ersäufen lassen, wie Dir wohl bekannt ist. So nennt sie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch sterben, Ihr seid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet christlich bedient werden. Mein Vater, der Papst, hat diese guten Mönche für alle solche meine Angelegenheiten gehörig ordinirt und dispensirt. Sie empfangen Euere Beichte und geben Euch die Absolution und ein christliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die schwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen, und man sieht fünf Särge neben einander, mit schwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umstellt. Ueber jedem Sarge ist der Name seines künftigen Bewohners geschrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den singenden Mönchen umgeben, wanken zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer schließt sich.

Lucrezia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt sie einen Jüngling und ruft entsetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle gewesen, daß er auch vergiftet worden, das wußte sie nicht. Sie liebt ihn leidenschaftlich, er ist Alles in der Welt, was sie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte sein Leben erhalten, er besitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläschchen aus der Tasche und fragt, ob das hinreiche, alle seine Freunde zu retten? Lucrezia jammert: nein. Da wirft er das Fläschchen weg und sagt: so wolle er sterben, aber sie sterbe vorher. Er greift nach einem Messer und zückt es nach ihr. Lucrezia wehklagt zu seinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entschlossen. Da gesteht Lucrezia, sie wäre seine Tante; desto schlimmer! schreit Gennaro und stößt ihr das Messer in die Brust. Lucrezia röchelt: ich bin deine Mutter! und stirbt. Sie war seine wirkliche Mutter; sie war aber auch seine Tante; sie war aber auch seine Großmutter. Die Genealogie der päpstlichen und fürstlichen Familie Borgia war ein wunderliches, verwirrtes und künstliches Räthselspiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, ist jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erste Act spielt in Venedig, auf der Gartenterrasse hinter dem

Palaste eines Nobile, der ein Nachtfest gab. Einige der Ballgäste, junge Ritter, sind im Freien und erzählen sich ihre Abenteuer. Es sind die nämlichen Edelleute, die später in Ferrara von Lucrezia vergiftet worden. Unter ihnen zeichnet sich durch sein stilles und schwärmerisches Wesen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch schon kennen. Er ist in venetianischen Kriegsdiensten, kennt seine Herkunft nicht, und schwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde seiner Mutter, die er nie gesehen. Er setzt sich auf eine Bank und schläft ein. Da naht sich eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Geheimnisse mehr: es ist Lucrezia Borgia. Diese hat ihren geliebten Sohn seit seiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie sorgte im Stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen seinen Lebenswegen. Von diesen erfuhr sie, Gennaro sei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, sich an seinem Angesichte zu erfreuen. Sie findet ihn schlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro schlägt die Augen auf und sieht angenehm überrascht eine schöne Frau zu seiner Seite. Zwar hat er schon eine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum doch nicht verschmähen. Er ist artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahndet der Jüngling nicht. Er gesteht ihr, er fühle sich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle seine Geheimnisse anvertrauen. Er erzählt ihr von seiner unbekannten Mutter, liest ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrezia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und ist einmal glücklich, weil sie sich schuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Palastes herab hat einer der Edelleute Lucrezia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß seinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutschuld an ihr zu rächen. Sie stürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen sie Lucrezia. Einer tritt nach dem Andern hervor, Einer schreit nach dem Andern: du hast meinen Vater, du hast meinen Oheim ermordet. Lucrezia, sonst abgehärtet gegen solchen Vorwurf, fühlt sich jetzt zerschmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein sie rein erscheinen möchte, an dessen Achtung unter allen Menschen ihr allein

gelegen ist. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten setzen ihr Strafgericht fort und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten in's Gesicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei seinem Schwerte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennst du sie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Gesichte. Es ist Lucrezia Borgia! schreien sie. Gennaro, unter den wilden leichtsinnigen Gesellen der einzige tugendhafte und sittliche Mensch, haßt um so stärker als sie den weiblichen Teufel Lucrezia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt sich das Gesicht und wendet sich entsetzt von ihr ab.

In dem folgenden Acte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrezia, sich zu rächen, lockt sie zu einem Gastmahle und läßt sie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kommt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Este gefangen genommen. Dieser nämlich, der das Leben seiner Gemalin Lucrezia nur zu gut kennt, läßt sie auf allen ihren Wegen beobachten, und so hatte er von seinen Spionen erfahren, daß Lucrezia in Venedig mit *Gennaro*, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zusammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürsten und dem eifersüchtigen Gatten dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit seinen Kriegsgesellen vor dem herzoglichen Palaste auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling, in seinem glühenden Hasse gegen die verruchte Lucrezia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Palastes, flucht seiner höllischen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name *Borgia* eingehauen. Gennaro in seiner Leidenschaft springt hinauf und sticht mit seinem Dolche den Buchstaben B ab, so daß nur *Orgia* bleibt. Diesen Schimpf erfahren Lucrezia und der Herzog. Lucrezia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in seiner Gewalt.

Der Herzog sitzt allein in seinem Zimmer. Da stürzt Lucrezia wuthentbrannt herein, da ist sie eine Furie wie in der Geschichte, keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und sie sagt ihrem Gemal, welch' ein Schimpf ihr geschehen, und sein Bettel-

volk von Ferrara nehme sich gar zu viel heraus, und es sei doch sonderbar, daß er für ihre Ehre so wenig Sorge trage, daß er den Missethäter nicht aufsuchen lassen. Der Herzog hört sie kalt, ruhig und höhnisch an, und als sie ausgewüthet, sagt er: der Missethäter ist gefunden. Wie! gellt Lucrezia — er ist gefunden und noch frei? Er ist gefangen, erwiedert der Herzog. Er ist gefangen und lebt noch? fragt Lucrezia in ihrem Grimme. Er wird sterben, erwiedert der Herzog eiskalt. Lucrezia läßt ihren Gemahl bei seiner fürstlichen Würde schwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch sei. Der Herzog gibt sein Fürstenwort höhnisch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrezia erkennt mit Entsetzen ihren Gennaro. Das ist der Thäter nicht, spricht Lucrezia. Gennaro tritt hervor und sagt: ich bin der Thäter. Lucrezia bittet ihren Gemal um ein heimliches Gespräch. Gennaro wird abgeführt. Jetzt bittet sie ihren Gemal um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmüthig sein, es sei nur eine Laune gewesen, als sie seinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert sie, daß er ihr sein Fürstenwort gegeben, den Verbrecher zu bestrafen. Lucrezia erwiedert lächelnd: Eide sind für das Volk, nicht für uns Fürsten. Das ganze Haus beklatscht dieses Wort. Aber der Herzog läßt sich nicht erbitten. Alle Künste des Himmels und der Hölle ruft sie auf: Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umsonst. Sie droht ihrem Gemale mit der Rache ihres Vaters, des Papstes, mit ihrer eigenen; sie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann sei. Der Herzog spottet ihrer. Sie ist erschöpft, ihr Köcher ist ausgeleert. Ganz matt fragt sie ihren Gemal, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht schenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beschneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerstrom des Zorns stürzt aus seinem Munde. Er donnert: „Weil er dein Liebhaber ist", und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche sie wieder herausgehen, werde ich bewachen lassen — von dem Henker." Gennaro müsse sterben, sie solle selbst wählen zwischen Gift und Schwert. Lucrezia wählet Gift. Der Herzog läßt

zwei Flaschen holen, eine silberne und eine goldene. In der goldenen sei der zubereitete Wein, den sie recht gut kenne. Daraus solle sie dem Gennaro einschenken, sich aber ja hüten, die Flaschen zu verwechseln, denn geschehe es, stünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerte bereit, der auf einen Wink hereinstürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog stellt sich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der silbernen Flasche, Lucrezia füllt mit angstzitternder Hand einen Becher aus der goldenen Flasche und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhnisch das Zimmer. Lucrezia schreit ihrem Sohne zu: Ihr seid vergiftet; um Gotteswillen trinkt schnell aus diesem Fläschchen; es ist Gegengift, ein Tropfen und ihr seid gerettet. Aber Gennaro weigert sich zu trinken. Er sagt ihr: es sei ihm wohl bekannt, wie sie einst einen Fürsten vergiftet, indem sie ihm glauben gemacht er sei es schon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrezia verzweifelt über dieses verschuldete Mißtrauen; aber die Mutterliebe gibt ihr Beredtsamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt solle er schnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt sich von seinen Freunden aufhalten und sich Abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, stirbt er, nachdem er seine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle diese Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unsern Augen geschehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgia's seit jeher begangen. Warum die Kunst zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo sagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité sanc-„tifiant la difformité physique, voilà le roi s'amuse: la maternité „purifiant la difformité morale, voilà Lucrece Borgia . . . à „la chose la plus hideuse mêlez une idée religieuse, elle deviendra „sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous avez la croix.“ Unvergleichlicher Unsinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreuze Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelstein auch noch im Kothe seinen Werth, und wer ihn da findet mag ihn aufheben; aber den Edelstein in solcher Fassung suchen und ihn

darum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrezia Borgia zeigen? Und ihre Mutterliebe ist keine Perle im Schmutze, sie ist Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn ist eine Frucht der Blutschande, es ist der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu sagen; aber mit einem guten Bruder Liberalen muß ich einige Nachsicht haben. Victor Hugo bemerkt in der Vorrede: die Minister möchten sich ja nicht schmeicheln, er habe sie vergessen. Keineswegs. Er werde zwar seine Kunst mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachlässigen. „L'homme a deux mains.“ Schön gesagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahre in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahre in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unser gelehrter Frankfurter Feuerbach in seinem unvergleichlich baierischen Criminal-Gesetzbuche für das Königreich Baiern dieses, wie noch manches andere vergessen. Wenn die rechte Hand bestraft wird, daß sie geschrieben, verdient die linke Hand dafür bestraft zu werden, daß sie das Papier festgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baierische Criminal-Gesetzbuch mit vielen astronomischen Neuigkeiten bereichern. Erst kürzlich entdeckte ich einen sehr fernen entfernten Versuch zum Versuche eines Hochverraths-Versuchs. Es ist ein kleiner Nebelstern, aber zwei Jahre Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samstag, den 23. Februar.

Gestern Abend im Bette fing ich die Leidensgeschichte eines italienischen Staatsgefangenen zu lesen an. Nach dem Capitel, worin er von den schrecklichen Gefühlen spricht, mit welchen man am ersten Morgen in einem Gefängnisse erwacht, schlief ich ein. Und als ich diesen Morgen erwachte, war mein erster froher Gedanke: Du bist frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du bist nicht frei! Denn wärest du frei, würdest du nicht so froh sein, daß heute Samstag ist, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das ist kein carcero duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Pellico da Saluzzo.

Es ist ein Dichter aus Piemont, der zehn Jahre seines Lebens, von 1820 bis 1830, von seinem dreißigsten bis zu seinem vierzigsten Jahre, in verschiedenen österreichischen Staatsgefängnissen geschmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an solchen Abenden, wo Sie Luft-trunken von den Bergen kommen, lese ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulse zu stillen. Ich lernte Wilhelm Tell verstehen, und wie ihm vor dem Kerker eines österreichischen Landtags schaudern mußte. Wer an solche Luft gewöhnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt sie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiselle Georges sagen wollen, welche die Lucrezia Borgia ganz herrlich gespielt. Sie war ein Vulkan und alles, was in dem dunkeln Busen eines solchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüssen an den Tag. Das war freilich das Verdienst des Dichters, zugleich aber seine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tisch der Leidenschaft zu setzen, bringt er uns in ihre Küche, und diesesmal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einigemal gezischt, bei solchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erschien, wo Einen das rothe Fleisch aneckelte. Victor Hugo kommt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständig wird, sich arm gelebt haben. Man soll von den Zinsen seines Geistes leben . . . Und wie gefalle ich Ihnen als solider Mensch?

Hundert und neunter Brief.

Paris, Montag, den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heine's Französische Zustände ein vernünftig Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf summte und sich bald auf diese bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die

Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber besonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung nicht Heine's Schuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für schlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält, — wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich nicht blos in das Denken und Fühlen jedes Andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kommt; wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigene. Weil er oft noch etwas anderes sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er in's Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an

die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nectar und Blüthenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint, denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüthe kommt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände; da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery-Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jacobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sehe er aus der Rocktasche des feierspeienden Mirabeau auf deutsche Studenten-Art eine Tabakspfeife mit roth-schwarz-goldener Quaste hervorragen — dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie-Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß

es eine Rede-Uebung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

Wie kann man je Dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn“ mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo gibt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

Heine hat in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Also nicht die Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns jedem von seiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn

wir unvernehmlich sprechen oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserablen Menschen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Und um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jacobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechzehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, „wenn die Republikaner siegen, schneiden sie mir die „Kehle ab." Ferner: „Wenn die Insurrection vom 5. Mai nicht „scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu be„reiten, den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gerne „diese Narrheit." Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jacobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiederver-

geltung der Jacobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch auf einander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art, Krieg zu führen, ist sehr löblich und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Stirne in diesem Falle fehlen.

Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er, sein eignes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demüthig, wo er spotten möchte, so merkt es Jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen. So, seiner bessern Natur zum Spotte, findet Heine seine Freude daran, zu diplomatisiren, und seine Zähne zum Gefängnißgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchen sie Jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er Etwas zu verbergen habe, so weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet er ihn, es zu unterlassen; „denn es schien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu „erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen „müßte." Diese Tagesleidenschaft gegen den Adel, die schon fünfzigmal dreihundert fünf und sechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch sonst Einer noch furchtbarer machen, als sie schon ist. Um von Etwas warm zu sprechen, soll man also warten, bis die Leidenschaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft ist, um sie dann von Neuem zu entzünden? Das ist freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt Etwas zu wissen, das Lafayette gegen die Beschuldigung der Theilnahme an der Juni-

Insurrection vertheidigen kann; aber „eine leicht begreifliche Discretion" hält ihn ab, sich deutlich auszusprechen. Wenn Heine auf diesem Wege Minister wird, dann will ich verdammt sein, sein geheimer Secretär zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen.

Dienstag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geschichte mit den Würtemberger Ständen wäre? Dumme Geschichte ist ein Pleonasmus. Die Geschichte der Menschheit ist nichts als eine Geschichte der Dummheit. Was aber diese besondere dumme Geschichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache so klein und weich wie durchgeschlagene Erbsen machen, und wenn Sie meine durchgeschlagenen Stände noch nicht genießen können, so ist das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Congresse den deutschen Bund bildete, gaben sich Oesterreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürsten dahin zu bringen, ihren Staaten repräsentative Verfassungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieses die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich so. Baiern, Würtemberg, Baden und die Uebrigen wären nicht zu Vasallen von Oesterreich und Preußen herabgesunken, wenn sie unbeschränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürsten leichter in das Garn zu locken, stellte sich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräsentative Verfassung einführen. Die kleinen Fürsten merkten die List nicht und alle die Angst, die sie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren sahen sie nicht. Aber diese Angst vor Constitutionen war fürchterlich. Schon sahen sie eine demokratische Sündfluth über ihre Throne zusammenstürzen und sie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher sie sich im Falle der höchsten Noth mit all' ihrem Viehe retten könnten. Wie es sich mit diesen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutschen Fürsten zimmern, will ich Ihnen ein anderesmal erklären. Ehe sie es nun wagten, ein kleines seichtes Wässerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen schleichen zu lassen, zogen sie aus Furcht vor Ueber-

schwemmungen Kanäle so breit und so tief, daß der Rhein, die Donau und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und sie baueten Riesenwerke von Dämmen aus mächtigen Quadersteinen und gewaltigen Schleußen. Unsere Constitutionen sind nichts anderes als Gefängnisse der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird sie in eine Kammer gesperrt. In diese Constitutionen, besonders aber in das Wahlsystem der Volks-Deputirten und in die Geschäfts-Ordnung der Kammern wurden hundert Bestimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwickelung eines wahren repräsentativen Systems zu verhindern. Bald darf man nicht sprechen, bald darf man nicht hören, die Einen werden stumm, die Andern werden taub gemacht. Ist ein bischen frischer Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird Etwas verhandelt, was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, so oft sie langweilig sind. Man meint freilich, das wäre oft genug. In Baiern müssen die Deputirten, die auf sechs Jahre gewählt werden, in der ersten Sitzung um die Plätze in der Kammer loosen. Diesen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechseln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgesinnten sich nicht neben einander setzen, sich verabredeten und Partei machten. Die liebe deutsche Schuljugend läßt sich auch das Alles gefallen.

Eine andere Bestimmung ist fast in alle Constitutionen übergegangen. Passen Sie auf! Jetzt kommt Ihre dumme Geschichte. K e i n e r d a r f a l s D e p u t i r t e r g e w ä h l t w e r d e n, d e r i r g e n d e i n m a l e i n e C r i m i n a l s t r a f e a u s g e s t a n d e n h a t. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe; solche Fälle kommen bei den höheren Ständen selten vor, und Menschen, die nur etwas Weniges gestohlen, würde man gern als ministerielle Deputirte sehen, damit sie lernen, sich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer, welche den Regierungen besonders gefährlich, besonders unlenksam schienen, von der Deputirten-Wahl auszuschließen. Mit einem solchen Gesetze war das eine Kleinigkeit. Nichts ist in Deutschland

leichter, als jedem ehrlichen Mann eine Criminal-Untersuchung, das heißt eine Criminalstrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht, daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen; so gülcklich sind wir nicht einmal; so glücklich sind wir nicht, daß unsere Fürsten, um Tyrannen zu sein, nöthig hätten, gesetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt schon in den Gesetzen. Alle deutsche Criminalgesetze wurden vor Einführung der repräsentativen Verfassungen, also ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürsten allein, also im Geiste der unbeschränkten Herrschaft und nicht im Geiste der Freiheit gemacht. Mit diesen Gesetzen können die unschuldigsten Handlungen als Verbrechen erklärt und als solche bestraft werden. Unsere guten deutschen Hofräthe und Professoren, die Gott segnen möge — ich meine mit Verstand — kennen keinen andern Liberalismus, als auf Legalität zu halten. Wenn Einer von ihnen legal in's Zuchthaus kommt, weil er Etwas drucken lassen, was die Gesetze als Majestäts-Verbrechen erklärt, sind sie es zufrieden, und wenn sie als Deputirte um den Despotismus herumschleichen und irgendwo einen Eingang suchen, und an allen Wegen steht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren sie wieder um und glauben das Ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal Etwas thun, wodurch er seine Gesinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freisinniger schreiben, etwas drucken lassen, an einer politischen Versammlung Theil nehmen, eine Protestation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas Anderes solcher Art. Alle diese Handlungen werden von den deutschen peinlichen Gesetzen als Majestäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angesehen und bestraft. Also alle Bürger, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht, fallen einer Criminal-Untersuchung und einer peinlichen Strafe zu, und sind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräsentation ausgeschlossen. Nun geschah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim demagogischen Umtriebe in Criminal-Untersuchung waren. Die Regierung erklärte, diese Wahl sei nach den Gesetzen ungültig!

Die Opposition erwiederte: sie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Untersuchung gewesen, so hätten sie doch keine Criminalstrafe ausgestanden, weil sie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Minister: das Recht der königlichen Gnade sei beschränkt und ihre Folgen erstrecken sich nicht so weit, einem Bürger seine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Minister, Diener des Königs, die sonst Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn Einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beschränken selbst diese Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit selbst den Fürsten lassen würde, das Recht der Begnadigung, läßt sich der König gern beschränken, nur um in der Kammer vier freisinnige Männer weniger zu haben! Aber die würtembergischen Minister könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürsten auch auf jede andere höchste Regierungsgewalt überginge, beschränkt zu haben.

In Darmstadt ist etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advocat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in demagogischen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, sondern der Proceß wurde niedergeschlagen, und der Angeschuldigte, wie die Juristen sagen: ab instantia absolvirt. Hören Sie, was ab instantia absolviren heißt, es ist etwas sehr Schönes. Wenn nach dem sehr christlichen und sehr menschlichen deutschen Criminalrechte man einem Angeschuldigten sein Verbrechen nicht beweisen und ihn also auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Lust, das Schwert der Gesetze ihm sein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu lassen, sprechen sie ihn nicht frei, sondern sie absolviren ihn ab instantia, so daß sie nach zwanzig Jahren den Proceß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte diese Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Untersuchung verwickelt gewesen. Die Opposition erwiederte: aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Minister: aber Hofmann sei nicht freigesprochen worden, und wenn er es übrigens wünsche, würde man die unter-

brochene Untersuchung fortsetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmstadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei die Ausstoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in preußische, das heißt in original-patent-demagogische Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meisten. Nun müssen Sie wissen, daß, seit den Bundestagsbeschlüssen, Deutschland in zwei Polizei-Districte eingetheilt ist. Das nördliche Deutschland hat den König von Preußen, das südliche den Kaiser von Oesterreich zum Polizei-Commissär. Ueber Beiden steht der Kaiser von Rußland als Polizei-Director. Darmstadt gehört zum preußischen Districte. Daher war es die Obliegenheit der preußischen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geschieht also? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der preußische Gesandte in Darmstadt von seiner Regierung erhalten haben sollte. Darin hieß es: Hofmann habe sich im Jahre 1819 noch ganz anderer, noch schwererer Verbrechen schuldig gemacht, als die, wegen welcher er damals in Untersuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von Neuem eingesteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmstädter Kammer trete. Diesen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen und sagte ihnen — — wir wissen ja wie Edelleute mit Bürgern sprechen: — „Lieber Heyer — und wie „sonst die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie wissen, daß „ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein Wort, unser Groß„herzog hat den besten Willen. Aber was wollen wir thun? Haben „wir eine Armee von zweimalhunderttausend Mann? Können wir „uns Preußen widersetzen? Der Großherzog hat mir gestern gesagt: „vor dem Heyer ist mir am meisten bange, der wird Lärm machen.“ Dabei rieb sich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achseln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter und sagte in einer Viertelstunde dreißig Mal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, sonst ein braver, liberaler verständiger Mann, ließ sich bereden, einschüchtern, und stimmte mit seinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Cassel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie diesen Brief gehörig studiren, werden Sie eine der vorzüglichsten Publicistinnen von Deutschland und können Professorin des Staatsrechts auf einer deutschen Universität werden, und wenn Sie loyale College lesen, gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geschieht nicht zu Ihrer Belehrung, sondern zu meiner eigenen. Vielleicht können Sie mir über Etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England sind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden; natürlich, weil diese von Ihnen abhängen und ihnen also am meisten anhängen. In Deutschland findet das Gegentheil statt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird, muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß seiner Vorgesetzten haben und diese Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter steckt, begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Professor in Marburg, einer der edelsten und muthigsten freisinnigen Männer Deutschlands, zum Deputirten in die hessischen Stände gewählt. Die Minister erklärten, sie erlaubten Jordan nicht, seine Stelle anzutreten, und sie verboten ihm nach Cassel zu kommen. Jordan sagte: nach der Verfassung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß seines unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser sein Vorgesetzter sei die Universität, die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Ministers brauche er nicht. Jordan reiste nach Cassel, und die Mehrheit der Kammer entschied sich für ihn. Der Minister ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Cassel zu verlassen . . . Stellen Sie sich vor: Wenn hier ein Minister die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu lassen, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen! In Anklage-Zustand versetzte man den Narren nicht; aber man schickte ihn augenblicklich, in eine Zwangsweste gekleidet, nach Charenton. Aber unsere deutschen Philister hören so Etwas erzählen, ohne daß sie sich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geschrieben;

ich thue es aber auch nicht mehr . . . Jordan ging nicht aus Cassel und klagte bei den Gerichten. Diese verboten den Ministern bei 50 Thaler Strafe, Jordan zu beunruhigen. Dieses war auch wieder ein deutsches Temperir-Pulver! Die Gerichte hätten erklären sollen: Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Minister, die ihn antasteten, machten sich des Hochverraths schuldig. Wegen dieses Streits haben die Kammern ihre Sitzungen noch nicht eröffnen können, und man ist begierig, was die preußische Regierung, zu deren Inspection auch Hessen gehört, in dieser Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchische Princip ist guter Hoffnung. Welch' ein Donnerschlag für mich! Die Herzogin von Berry, unsere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Theresien's, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, ist in gesegneten Umständen, durch den heiligen Geist in Gestalt eines italienischen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebären. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wissen gethan: sie könne nicht länger schweigen, es sei ihr zu eng im Schlosse; seit sieben Monaten sei sie heimlich an einen italienischen Prinzen verheirathet, den sie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und gestern stand dieses Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Also war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte so geheimnißvoll nach Blaye gesendet. Doch Verleumdung war es, was Viele damals erzählten: der Jude Deutz sei der heilige Geist der Berry gewesen, und er habe nicht des Geldes wegen, sondern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth seine Freundin verrathen. Schade, daß es Verleumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdisches Blut in christlich-monarchische Adern käme. Vielleicht stiege dann wieder ein weiser König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verstände und seinen Hofleuten in das Herz sehen könnte . . .

Du gute Caroline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürstin wärest. Du hast viel geliebt und es wird Dir viel ver-

geben werden. Aber Du bist ein thörichtes Weib! Dein Sohn ist noch ein Knabe, noch siebzigmal kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du suchst eine Krone für ihn? Laß ihn ein Lazarone werden! Laß ihn sich sonnen unter dem schönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muscheln suchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braust und man einen jammervollen König richtet. Dann schwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Asche mit heißen Thränen, daß Du ihn einen Bettler werden ließest! Du erfährst es jetzt: Deine nächsten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Gespötte der Welt. Das ist das Loos der Könige! Opferpriester oder Schlachtopfer, sind sie schuldig oder unglücklich.

Hundert und zehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar 1833.

Die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung hatte neulich, da sie etwas dumm Monarchisches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeichen aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder anderen deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Rousseau'sche und Augustin'sche Bekenntnisse, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? Erkundigen Sie sich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutsche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorstellungen, all mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft Alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Frei-

burg wurde Michel zum Bürgermeister gewählt, denn Michel ist liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unsere Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger, die Courage haben, nicht blos einen Tag, sondern zwei Tage lang, nehmen sich vor, Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thüt Michel? Auf seine gewohnte Art wird er gerührt, sentimental, großmüthig, tugendhaft, erhaben romantisch, und bittet seine guten Mitbürger, sich wegen seiner in keine Ungelegenheiten zu setzen und einen anderen Bürgermeister zu wählen. Die Bürger, deren zweitägiges Heldenfieber ohnedies vorüber war, ließen sich das nicht zweimal sagen und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er sie von dem Drucke ihrer eigenen Größe befreit hat, wählten sie seinen Neffen, den jungen Michel, zum Bürgermeister. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß sie so wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk ist ein Kind, das eigensinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein ins Wasserglas, es sieht gelb aus — da hast du Wein, jetzt sei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung gibt ihm Etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und sagt: da hast du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das Alles versteht sich von selbst.

Nun hören Sie aber, was mein Michel weiter that. Nach geschehener Bürgermeisterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeschrei vor das Michel'sche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht sprechen; aber der alte Michel war leider nicht in solchem Grade gerührt, sondern er schrie zum Fenster hinaus: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!“ Und die Bürger auf der Gasse schrien: „Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!“ Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernste Münster, den man noch niemals lächeln gesehen, lachte, daß er wackelte, so daß ihm eine steinerne Troddel von seiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geistreicher und freisinniger Mann, zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die sie zum Vorwande eines Vorwandes nahm. — Um Deputirter sein zu können, muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt, daß er im Lande wohne. So ungefähr habe ich die Sache verstanden. Der eigentliche Grund der Widersetzlichkeit war aber: Oesterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer gesehen, denn er stand früher selbst hinter den Coulissen der deutschen Bundes-Komödie und war der erste jener Gesandten, von welchen, weil sie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben und die deutschen Völklein in ihrem Traume, daß sie ein Volk werden könnten, nicht stören halfen, die Bundesversammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beschlüsse herausgegeben. Dieser von der Regierung vorgeschützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen sich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das Nämliche, was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantisch, empfindlich. Er schmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er schrieb seinen Committenten einen gerührten Brief: er entsage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falschen Grundsatz, den die Minister geltend machen wollen, anerkennen, und das wolle er nicht. Er verlasse Stuttgart, wünsche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Opposition die wenigen Stimmen, die ihr zur Majorität noch fehlen, durch seinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs seines moralisch-politischen Compendiums willen verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man sich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Minister und doch großmüthig! Ein

Diplomat und doch romantisch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unsere deutschen bürgerlichen Deputirten der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Listen und Schelmereien besitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geistliche und weltliche Tyrannei seit dreitausend Jahren geschmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jesuiten, von dem römischen Senate bis zu dem venetianischen, vom Kaiser Augustus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts entgegensetzen als ihren Gradsinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Bescheidenheit — so oft ich dieses wahrnahm, tröstete es mich in meinem Kummer, daß wenigstens der deutsche Adel noch Spitzbüberei besitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde, und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelmann zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr, was ich thun soll. Der einzige Trost, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung schützt, ist, daß der Hofrath Böttiger in Weimar den großherzoglichen weimarischen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unsterblichkeit gesichert ist, die mich für alle Leiden, die ich in diesem irdischen Jammerthale ertrage, entschädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in ihrem Leben nicht, wie meine Unsterblichkeit mit dem weimarischen Falkenorden und einem sächsischen Hofrathe, den sterblichsten Dingen von der Welt, zusammenhänge. Diese Dinge hatten früher nicht den geringsten Zusammenhang; aber indem ich sie neben einander stelle, bekommen sie einen. Schon in einem früheren Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geschrieben; aber so wenig als heute geschah es aus Bosheit; ja was ich dort von seinen lateinischen Versen an eine höchste Erhabenheit erzählte, war wenigstens diesesmal gelogen. Die Sache ist: ich will ihn ärgern, damit ich unsterblich werde. Sie werden erstaunen über die Schelmereien, die ich im Kopfe habe, und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfasser der Nekrologe sei, die seit vielen Jahren die Allgemeine Zeitung enthalte. Nekrolog heißt die Lebensbeschreibung einer gestorbenen Person und kommt aus dem Griechischen, von

nekros, der Todte, und logos, die Erzählung. Merken Sie sich das et embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann sein vierzigstes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger dessen Nekrolog zu schreiben an und setze ihn von Jahr zu Jahre und Tag zu Tage gelassen fort; so daß, sobald der berühmte Mann den Geist aufgibt und noch vor seiner Beerdigung der Nekrolog fertig ist und in die Zeitung geschickt wird, so daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvorkommen kann. Er, Cotta, sei einmal gefährlich krank gewesen und man habe ihn in Deutschland todt gesagt. Gleich mit der nächsten Post, nachdem sich das falsche Gerücht verbreitet, wäre sein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die Allgemeine Zeitung eingegangen. Er kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weise nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigstes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologischem Schranke in der B-Schublade eingesargt liege. Zwar ist Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden nicht blos erhalten, sondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann ist, der nicht blos fünf gerade sein läßt, sondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: so gehört er zu denjenigen Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meinen Nekrolog schreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geschehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, so wird das auf Europa einen ungeheuren Einfluß haben; denn da es bekannt ist, daß ich sein Feind bin, wird Jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienste ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm Keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß, daß ich ihn geärgert habe. Auf diese Weise hängt meine Unsterblichkeit und die Gemüthsruhe, mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem weimarischen Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zusammen.

Freitag, den 1. März.

Ueber die neue preußische Judenordnung habe ich nicht gesprochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete, was sich auch jetzt zu bestätigen scheint, daß es damit kein Ernst gewesen. Aber ganz

gewiß war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutsch-christlichen Narren, die diesen wahnsinnigen Gesetzentwurf bekannt gemacht. Er stand zuerst in der Leipziger Zeitung, in einem Blatte, das ganz unter absolutistischer Eingebung steht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Censur verstattet, daß eine Zeitung das Geheimniß einer deutschen Regierung bekannt mache, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand geschehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer der preußischen oder einer andern Regierung eingesendet worden ist. Auch war der Gesetzentwurf in der Allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten fötiden Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutschen Fürsten beweihraucht zu werden pflegen. Es hieß dort nach Anführung der unerhörtesten Gräuel: „Durch das ganze Gesetz blickt ein „Geist der Milde und der Versöhnung durch, vorzüg„lich aber das Bestreben des Staats, die Juden wie„der zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiße „deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Diese schweißtreibende Eigenschaft der Judenordnung ist das wahre Kennzeichen jener echt deutschen Gesetzgebung. Was man aber mit diesem Carnevalsspaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforschen, dem großen voraussteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuschnellen und man vorher versuchen wollte, ob sie noch Elasticität genug haben, sich das gefallen zu lassen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängstigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutsche Volk überhaupt in Schrecken zu setzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochse war, den man der Boa-Schlange der deutschen Revolution in den Rachen jagen wollte, um sie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder was sonst sein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden früher oder später.

Uebrigens könnte Preußen eine solche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch

die Kurzsichtigsten vorhersehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterschied bliebe dann, daß man dem jüdischen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man sie dem christlichen nur nach und nach abschneiden würde, „um dem armen Vieh nicht auf einmal zu wehe zu thun," wie jener Bediente sagte. Wenn man die preußische Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was sie thut — denn das zeigt nur an, was sie **kann**, — sondern auch auf das, was sie spricht — welches anzeigt, was sie **will**. Wenn ich das Berliner **politische Wochenblatt lese**, weiß ich gar nicht, was ich denken soll. Ich sage **denken** — denn glauben Sie mir, ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigsten Besonnenheit hinabgestiegen bin und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinstimmt. Und so oft diese Uebereinstimmung fehlt, lösche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden despotische Grundsätze gelehrt, die mit dem Principe des Protestantismus gar nicht zu vereinigen sind. Und wenn Preußen dieses Princip, seine Hauptstütze, erschüttert, sinkt es zum Vasallen Oesterreich's hinab, um später von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen seine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotischen Mächten, statt daß es die erste unter den freisinnigen könnte sein. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Minister in ganz Deutschland, der gut und schön schreiben kann — warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des preußischen Regierungssystems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftsteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutscher Minister, selbst, unter seinem eigenen Namen mit uns Erdwürmern spreche. Wir wissen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erscheint und Angesicht in Angesicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja seine eigenhändigen Gesetztafeln durch einen seiner Moses schicken und versuchen, ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten und nur in unwillkürlichen Irrthümern be-

fangen wären. Wenn **wir** mit Worten wüthen, so ist das so natürlich als verzeihlich. Was sollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, sondern nur Recht haben, und doch der Geist einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder sind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, so ist das der lächerlichste und zugleich der grausamste Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was sind sie denn anders, als plastische Grobheiten von Stein, Eisen und Stahl, während die unsern ganz unschädlich nur von Luft sind? —

In Preußen geht man damit um, die Justizbeamte für **absetzbar** zu erklären. Vielleicht wissen Sie nicht, was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Scham von sich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Rest, ich sage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, sind die Gerichtspersonen unabsetzbar; das heißt: wenn sie einmal ihre Stelle erhalten, darf sie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieses ist der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß sein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder seine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kindern zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, sobald es einem wahnsinnigen oder ruchlosen Minister beliebt. Dieser Schutz soll jetzt dem preußischen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande so oft habe in die Enge treiben sehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländischen Regierungssystems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Justiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der sie sich schon halb schämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten **A b c**-Schulen übrig. Ich möchte sie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten **A b c**-Bauern etwas anders zu lesen verstattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, sogar in der Stadt Berlin selbst Verschwörungen zu entdecken, und selbst ein Cavallerie-Officier und ein Regierungsrath sich des Hochverraths verdächtig

gemacht haben, dann scheint es Zeit, die Richter unter die Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es sie helfen? Sie werden höchstens einige junge Leute und dunkle Personen schuldig finden, aber nie einen Menschen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen sich die freisinnigen Männer bis zu den ersten Stufen des Thrones die Hände, und sie lassen sich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menschen nie, die seit fünfzehn Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch gibt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen sie sich nicht täuschen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte lesen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächsischen wieder einen liberalen Becher bekommen; es ist der zehnte. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck ist mir erst recht klar geworden, warum so viele deutsche Patrioten von 65 Pulsschlägen an diesem Manne hängen. Er treibt sein Becherspiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie gesehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus so bequem zu machen, daß es eine Lust ist. An schönen Mai-Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, geht er mit seinen politischen Freunden spazieren, und macht sich über die faulen Bäuche lustig, die bei so herrlichem Wetter im Zimmer eingeschlossen bleiben. Kommt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, sobald der erste Tropfen fällt, der Regenschirm der Legalität aufgespannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: *bleibt nur immer auf dem gesetzlichen Wege!* Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeschlüsse schneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er schreit zum Fenster hinaus: *Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog, der Wiederhersteller der freien Verfassung und des freien Wahlrechts!* Dabei ist man sicher, sich weder zu erhitzen noch zu erkälten und ein Jubelsenior

zu werden und ein Belobungsschreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt'" — sagt Staberl.

Samstag, den 2. März.

..... Die öffentliche Meinung ist zu ihrer frühern Ansicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige, welche die gebenedeite Prinzessin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande und der heilige Geist war ihr Landsmann. Als der schändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief sie, sich selbst noch schlimmer verrathend, aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, seine Freundin, die Mutter seines Kindes, ein unglückliches, wehrloses Weib zu verrathen! Aber nur den kleinsten Theil meines Grolls wende ich einem solchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil spare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tausendfachen irdischen Tod und selbst den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die schönste Tugend belohnen. Das ist aber das Verderben jeder fürstlichen Herrschaft: sie kann sich nicht erhalten ohne Verrätherei; sie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechselseitiges Mißtrauen die Bürger auseinander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Cabinet jedes Königs, und findet man einen seiner Unterthanen bei ihm, mit dem er sich liebreich und freundlich wie ein Bruder unterhält — ist es ein Weib, wird es eine Sängerin, ist es ein Mann, wird es ein Spion sein. Und selbst die Opernsängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Hundert und eilfter Brief.

Paris, Sonntag, den 3. März 1833.

Von dem aus dem Englischen übersetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen schon gesprochen, ist jetzt der dritte Theil erschienen. Ich kann Ihnen nichts Schöneres zum Lesen empfehlen. Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tausend Banden festgehalten, regungslos gewesen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen

Sinnen und Gliedern, erfahre man erst, was die Welt sei, was leben heiße. Was der keckste Romanenschreiber in seinem Uebermuthe nur je erdichtet, ist Blödigkeit gegen das, was dieser Corsar wirklich gethan und gelitten. Und doch ist nichts Außerordentliches in ihm, als daß er sich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches ist ihm begegnet; aber er ist den gemeinen Dingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man sieht: es ist in jedem Menschen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrauchen versteht, kann mehr vollbringen als tausend andere vereinte Menschen.

Aber nicht blos ein Held ist Trelawney, er ist auch ein Meister im Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als seine Beschreibungen von jener zauberhaften indischen Welt; nichts epischer und dramatischer als seine Schilderungen der Ereignisse und der Menschen und Völkerschaften, die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komische Charaktere auf seinem abenteuerlichen Leben: der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespeare nicht schöner hätte darstellen können. Sie leben beide mit Geist und Herz nur in ihrer Kunst. Auf dem Meere und in der Sandwüste, bei Sturm und Sonnenschein, in der Schlacht und im lustigen Uebermuthe des Hafens denken sie nur an Kochen und Heilen. Und auch hier sieht man, was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor welchen sich Dupuytrin versteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörtesten Speisen werden schmackhaft, die verzweiflungsvollsten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich ist die Beschreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Eylau sind, was der gezeigte Muth betrifft, Possenspiele dagegen. Der Corsar schließt diese Schilderung mit den Worten: „Wie schön und glorreich wäre diese Jagd, wenn man in den Tigern die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!"

Denken Sie sich einen Helden in der Schlacht mit einer Rose vor der Brust; denken Sie sich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm spielt, und einen Löwen an seidener Schnur von einem

schönen Kinde geführt — das war Zela dem Corsaren. Sie theilte alle seine Gefahren und verschönte und belohnte sie. Da verlor er sie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche und wollte sich auf den Scheiterhaufen stürzen, den ihn aber seine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtlosen von der Jammerstätte. Mit Zela endeten die Träume seines Lebens, er erwachte und sein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub sich lebendig in dem Schooße monarchischer Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg seiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und sein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwischen Zela und van Ruyter, seinem Freunde und Seegenossen. Van Ruyter war der Edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaisers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ sich nur von Napoleon gebrauchen, so lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiser zu verachten. In einem Treffen gegen ein englisches Schiff verlor er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen Königen von „ihren wurmstichigen Thronen herabgeworfen; er hat ihnen den „Purpur vom Leibe gerissen und sie dann wieder aufgerichtet, um „mit der Menschheit seinen Spott zu treiben. Indem er dieses „that, dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können, wenn „er an die Stelle der zernichteten Mächte Militär-Despoten setzte. „Aber er hoffte vergebens, hierdurch seine Macht zu befestigen und „die Ehrgeizigen durch die Bande der Erkenntlichkeit an sich zu „fesseln. Als wenn sich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück „als nur sein eigenes bekümmern könnte! Napoleon kann freilich „für die Welt gute Folgen haben; doch sind wir ihm keinen Dank „dafür schuldig, denn er hat bei allem seinem Thun nicht das „Gute beabsichtigt, sondern das Böse. Ein verrosteter Riegel ist „schwer zurückgeschoben; ist es aber einmal geschehen und es gelingt Einem, ihn wieder vorzuschieben, wird er nie mehr so gut „als früher schließen. Was ein Meister zu seinem Vortheile seine „Arbeiter lehrt, das wenden diese später zu ihrem eignen an. Na-

„poleon hat unsern Kindern die Taschenspieler-Künste mit Päpsten,
„Fürsten, Königen und andern solchen Gliedermännern gezeigt.
„Wir Alten hängen noch zu sehr an unserem Schaukelpferde und
„Bleisoldaten; aber unsere Söhne werden die Puppen unserer Zeit
„verachten, sie auf immer wegwerfen und ein Männerspiel spielen."

„Der Kaiser wollte mir, als ein Zeichen seiner großmüthigen
„Gesinnung, Etwas schenken, das keinen Schilling werth war —
„das Band der Ehrenlegion. Er hätte mich entehrt durch
„meine Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter und
„Gauner geworden."

Trelawney verspricht in der Folge auch sein späteres Leben
zu beschreiben. Um sich aus der verpesteten monarchischen Luft der
europäischen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen
Theil, die seit dem Sturze Napoleons in allen Ländern für die
Freiheit versucht worden sind. Von der Gesinnung und der Schreib-
art unseres Helden mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Wassersucht und der Stein
„sind meine lieben Freunde und Freundinnen. Ich verehre sie, ich
„grüße sie mit dem Hute in der Hand, als die mächtigsten unter
„den unversöhnlichen Feinden der Könige und Priester. Das sind
„unbestechliche Jakobiner. Wenn der Pfaff das Saatkorn eines
„armen Pächters gestohlen und seine Zehnten-Schweine verschlun-
„gen hat, fühlt er freilich keine Bisse des Gewissens; aber oft
„fühlt er ihre Qualen in dem großen Zehen seines Fußes, und
„das Schwein hört nicht auf in seinem Bauche zu grunzen, als
„bis es sich an seine Rippen und an seinem Halse festgefressen hat;
„dann erstickt es ihn, mit allen Anzeichen eines gerechten Schlag-
„flusses."

„Ich beschäftige mich, die Geschichte meines Lebens zu vollen-
„den. Die Folge wird zeigen, daß ich kein geduldiges Werkzeug in
„den Händen der despotischen Willkür war und mich nie zu jenen
„niederträchtigen Sclaven gesellt habe, die in Haufen zu den
„Füßen der Reichen und Mächtigen krochen. Nach meiner Rückkehr
„in Europa hatten alle Tyrannen ihre Gladiatoren versammelt,
„um die vermaledeite Dynastie der Bourbons wieder auf den Thron
„zu setzen. Das Kriegsgeschrei in Europa war die Unverletzlichkeit

„und Machtvollkommenheit der legitimen Tyrannen und alle „Dummköpfe, Schwärmer und Narren wurden gleich Jagdhunden „hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preise auf die Köpfe „der Patrioten gesetzt; man beraubte, man verfolgte, man ermor„dete sie mit gerichtlichen Floskeln. Dann wurden sie gleich indi„schen Parias aus der Gemeinde gejagt und wer sie berührte, „war, wie sie, der Schmach verfallen. Ich, der ich so viel von der „Tyrannei gelitten, haßte aus der tiefsten Seele jede Unterdrückung. „Ich stand dem Schwachen gegen den Starken bei; ich schwur, mich „mit Leib und Seele dem Kriege zu weihen und in dem heiligen „Kampfe gegen die gekrönten Betrüger, ihre Minister und Pfaffen, „auch den Dolch nicht zu verschmähen. Als die Tyrannei siegte, „theilte ich das Geschick jener unüberwindlichen Geister, die durch „die ganze Erde in der Verbannung umherschweiften und ich lieh „ihnen meine schwache Hilfe, die Betrügereien jener von Motten „zerfressenen Legenden, welche das Menschengeschlecht so lange be„trogen haben, an den hellen Tag zu bringen.“ (O! hätten wir statt Rotteck und Welcker den einzigen Trelawney auf unserer Seite.)

„Ach! diese edlen und hochherzigen Menschen sind nicht mehr! „Sie fielen als Schlachtopfer jener erhabenen Sache, die sie mit „einer bewunderungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernde „Denkmäler haben sie zurückgelassen und ihre Namen werden ewig „leben. Ach! lebten sie jetzt, hätten sie den Baum, den sie pflanzen „halfen, blühen gesehen! — — — hätten sie das Jahr 1830 und „dann das ihm so glorreich folgende Jahr 1831 erlebt, wie würden „sie gejauchzt haben, die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihre „Dummgläubigen gemaulkorbt und die Verschwörung, welche die „Freiheit der Völker ersticken sollte, vereitelt zu sehen.“

„Ja! die Sonne der Freiheit erhebt sich über den feilen „Sclaven Europa's, sie wird sie aus ihrem langen Todesschlafe „erwecken. Der Geist der Freiheit schwebt wie ein Adler über der „Erde und die Seelen der Menschen strahlen den Glanz seiner „goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, dem Adler gleich, den „es früher wie zum Spotte zu seinem Sinnbilde genommen, jetzt „aber im Ernste annehmen muß — möge es seinen Kindern seinen

„erhabenen Flug lehren; möge es sie lehren, das Gestirn der Welt, „in den Mittagsstrahlen seines Ruhmes, ohne geblendet zu werden, anzuschauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller edlen „Menschen sind jetzt auf Frankreich gerichtet und jedes Herz, das „nur ein Hauch großherziger Gesinnungen belebt, wird bei dem „Klange dieses schönen Namens das reinste Mitgefühl wiederklingen“ . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen und der Ruf steige von Ort zu Ort, bis er zum Donner anwachse, bis der Taxische Palast davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag, den 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung gelesen, haben die preußischen Minister das neue Judengesetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das so kommen sehen! Wie schlau ist der hohe deutsche Adel! Das monarchische Princip ist in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig sind Alle, die an ihn glauben. Bald wird der Messias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, nah verwandt mit dem französischen, spanischen, portugiesischen Hause; verwandt mit Oesterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird sein Volk erheben und es groß machen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher, außer dem Gesetze leben; aber nicht wie früher unter dem Gesetze, sondern, Fürsten gleich, über dem Gesetze. Die schönen Tage Zion's kehren zurück und das hohe Lied Salomonis wird ein allerhöchstes Lied werden. Dem armen Magistrate zu Freiberg in Sachsen, der erst kürzlich verordnete, es soll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reisen, wird es am Halse jucken, denn er wird sehr fürchten, den Galgen verdient zu haben. Wehe nun Allen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und gelästert; sie finden keinen Stein in Europa, auf dem sie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwischen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwischen Köpenik und Spielberg lauert auf sie alle zehn Schritte ein Hochverrath,

alle zehn Schritte ein Majestätsverbrechen. Schon hat sich Deutz bei Gerard sein Porträt bestellt, vor dem Jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angesehen, kniend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxische Haus eine Stiftshütte werden, und der rothe Adler-Orden wird erbleichen vor dem Juwelen-Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Nase rümpfen, Knixe machen und französisch sprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr meine guten Deutschen, aller Fürsten treues Volk, ruft: es lebe unser vielgeliebter Deutz I., der Wiederhersteller der weiblichen Verfassung in ihrer ursprünglichen Gestalt und des freien Herzens-Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts ist schwerer im menschlichen Leben — ausgenommen einen Citronenkern herausfischen, wenn er am Boden eines vollen Glases Limonade liegt — als es mit den Deutschen acht Tage hinter einander gut zu meinen, so sehr sie es auch verdienen und so unglücklich sie auch sind. So oft ich über sie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß schon wieder lachen. So oft ich über sie lache — nun freilich, das kann niemals lange dauern. Es ist nicht meine Schuld. Auch der beste Mensch, der doch jedes Kind, so oft es hinfällt, mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei ist, muß doch lachen, wenn er einen erwachsenen Menschen fallen sieht, der sich doch so leicht beschädigen kann. Das deutsche Volk ist ein solch erwachsener Mensch mit Kindesbeinen, und man muß lachen, so oft es auf den Kopf fällt. Es ist gar zu ungeschickt, zu zerstreut, zu gelehrt. Da sind Rotteck und Welcker, Männer, die es gewiß gut meinen, und auf welche sonst so Viele als auf ihre Erretter sehen. Sie haben der guten Sache mehr geschadet als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ihre Leidensgenossen aus der Sclaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten sich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt steht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo sie

handeln sollten, sprechen sie, und wo sie reden sollten die schlafenden Herzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und so viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängnisse verurtheilt. Der schuldige Artikel stand vor der Sündfluth, nämlich vor den Bundestagsbeschlüssen, im Freisinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr, was er strafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majestätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O du unglücklicher Fürst! Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich sieben Stunden. Welcker's Vertheidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich gewesen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er seine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm zu wissen gut sind. Wären Geschworne da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben so gut wissen als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu sprechen: das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geschrieben: wie hier einer der Geschwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprocesse, nachdem der Advokat des Angeschuldigten schon anderthalb Stunden gesprochen, plötzlich aufstand und rief: „Haltet ein, sonst rührt mich der Schlag!" und wie er nach Hause ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern gewesen, und der Schlag hätte mich verschont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „O du heiliger Rhadamantus da unten, stärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüstet mich sehr, den armen unschuldigen Mann, der da vor mir steht, für jede Stunde, die er gesprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!"

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenster stellte, aus Furcht, es möchte Jemand horchen. Welcker wurde freigesprochen und Abends brachten die Bürger Musik im Fackelzuge, um die Unparteilichkeit der

Gerichte zu feiern. Die Freude galt Weldern; aber so mußte gedruckt werden. Ließen sich hier in Paris Menschen einfallen, einem Richter, zu Danke für seine Unparteilichkeit eine Nachtmusik zu bringen, würde er diesen Unverschämten seinen Code Napoleon mit allen Commentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns ist keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Dienstag, den 5. März.

Ich denke heute wie ich gestern dachte: es gibt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Diese Münze der Tugend ist ganz verschwunden und dahin ist es gekommen, daß wer noch einen Theil von ihr besitzt, sie verstecken muß, daß er nicht beraubt und mißhandelt werde. Das Verderben ist alt, nur seine Offenbarung ist neu; früher schlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchische Princip seine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es seine angeborne wilde Natur und geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürsten sind eine Art höllischer Berggeister, die in den Schacht des menschlichen Herzens hinabsteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo sie einen Gang der Tugend finden, wird er verschüttet, wo eine Ader der Leidenschaft, wird sie bearbeitet und zum Laster ausgebrannt. Nicht blos einzelne Menschen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden werden verführt, bestochen, besoldet, zum schnödesten Knechtdienste angeworben. Weil der einzelne Mensch, so schwach und lüstern er auch ist, doch nicht immer das Herz hat, um seines eigenen Vortheils willen ein Verbrechen auf sich allein zu nehmen, gibt man ihm den willkommenen Vorwand, seine Tugend für das Beste seiner Gemeinde zu verkaufen; so beschwichtigt er sein Gewissen, so vergißt er, daß ein Theil des Sündenlohns ihm selbst zukommt. Der König von Baiern, von Oesterreich und den Jesuiten belehrt und gegängelt, übt diese Regierungskunst mit einer schauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Tofana der Machiavellisten-Politik wird in das reine deutsche Blut getröpfelt, daß es schwarz werde wie die Seele des Giftmischers. Die Aemter, die

Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt, in welcher sie wohnen, Geldvortheile bringen, werden versteigert und denjenigen Gemeinden zugeschlagen, die am meisten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aschaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiserslautern hinter einander gehetzt. Die Bürgerschaft, die Magistrate schickten Deputationen nach München. Diese versprachen Alles, verleugneten Alles, verriethen Alles was man wollte, und bettelten um einen Panisbrief. Der König empfing sie gnädig. Und das sind die Fürsten, die sich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte sonst noch an Gott?

Hundert und zwölfter Brief.

Paris, Samstag, den 9. März 1833.

Liebe Getreue! ... Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes sagen, haben Sie sich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anders als lieber Hund. Sie sind mein Stand und als solcher den deutschen Ständen gleich, mit welchen die Fürsten und Minister, so sehr sie Stände sind, nicht mehr Umstände machen als mit Hunden. Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du .... Du ist die einfache Zahl von Ihr, wie Ihr die Mehrzahl ist von Du. Die deutschen Fürsten und Minister reden ihre Stände mit Ihr an. Wäre nur ein Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da säße, würden sie, weil er das Volk vorstellt, Du zu ihm sagen. Du ist der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeisterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeister mit Schulbuben vereinigt .... Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du hast in Deinem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir sollten erst im Mai zusammenkommen, statt wie es früher verabredet war, schon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unsern neuesten Bundesbeschlüssen entgegen sei, wir doch geneigt sein könnten, von unserer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulassen. Darauf thun wir Dir

zu wissen: Dieser Antrag ist eine Vermessenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchische Princip ist unser Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, sondern fort und fort mit unsern getreuen Hunden verfahren, wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß Du, sollte sie wiederkehren, diese Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdest. Uebrigens, liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnaden gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was sollten Sie thun? Sie sind Beamte, von der Regierung abhängig; sollten sie, die Ehre des deutschen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger sterben? Ich sage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man sich nie, wie ist man auf seinen Vortheil bei Tage und bei Nacht immer so wachsam, daß Einen niemals die Tugend überrascht und man mit Aufopferung eine schmachvolle Beleidigung abwehrt? Erst vor einigen Tagen wurden hier zwei Staats-Beamte, weil sie den Tag vorher als Deputirte gegen die Minister gestimmt, ihrer Stellen entsetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben sich darauf eine Menge ministerieller Deputirten, die auch Beamte waren, und eiferten auf das heftigste gegen jene Absetzungen, gegen jenen schändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle diese Männer ihre edle Aufwallung schon eine Stunde später; vielleicht als sie nach Hause kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tisch saßen, riefen sie schmerzlich aus: morgen müssen wir hungern! und verwünschten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das sie so handeln ließ, sondern nur eine Phantasie des Tugendrausches. Doch genug, sie vergaßen sich. Wehe aber Denen, die nie vergessen, daß sie schwache Menschen sind — Gott wird sie vergessen!

Und die bessern unter den deutschen Volksvertretern, die Unglückseligen! — sie verstehen den bösen Zauber mancher Worte nicht; sie vergessen, daß es ein Spott ist mit ihrer Freiheit, so lange sie dulden, daß sie ihre Fürsten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerksam ist man hier auf solche Wort-Despotie! Die mauvais sujets unter den französischen Ministern

steifen sich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals lassen die Oppositionsblätter dieses ungerügt hingehen. Und bekümmert sich auch ein Minister nicht um den Tadel und kehrt zu seiner Kriecherei zurück, so wird doch durch die beharrliche Opposition der tägliche Straßenkoth knechtischer Gesinnung weggekehrt und er kann sich nicht bergeshoch anhäufen wie in Deutschland.

Hundert und dreizehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 10. März 1833.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im October 1831 in Frankfurt am Allerheiligen-Thore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der verbrecherischen Theilnahme angeschuldigten Bürger schon sechzehn Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Acten zum Richterspruche auf die Universität geschickt und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kommt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen der Schuld und der Buße oder zwischen der Unschuld und der Freisprechung eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkür finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafteste Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich, wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: dann hat er doch Hoffnung, ihn mit Gold zu bestechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Staatsdiener sieht die Bäume vor dem

Walde nicht; der Mensch ist ihm Nichts, der Staat ist ihm Alles und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat in der Regierung und sieht die ganze Regierung in dem Fürsten. Auf diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche Nichts und ihre dreißig Fürsten sind Alles. Fragen Sie einen solchen wahnsinnigen deutschen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des *Eigenthums*, der *Freiheit* und des *Lebens* der Bürger. Lachen Sie, wenn Sie nicht weinen müssen. Das Eigenthum wird so sehr gesichert, daß die Abgaben, um die Kosten des Staatsschutzes zu decken, den größten Theil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird so sehr gesichert, daß die Bürger darüber zu Sclaven werden. Das Leben wird so sehr gesichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man sein bischen Leben, was sie Einem in der Freiheit lassen, zehnmal im Tage verwünscht. Was bleibt nun übrig, das verdiente gesichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung — in der Gesetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geschworene, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — ist nichts als eine organisirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth sich oft retten kann, wo Einem wenigstens die Wahl bleibt, sich in die Räuberbande aufnehmen zu lassen. Sicherheit! Denken Sie sich einen Geizigen, der immer besorgt wäre, man möchte ihm seine Schätze stehlen. Er baut sich ein großes mächtiges Haus, sie darin zu verwahren und bringt tausend künstliche Befestigungen darin an. Die Baukosten verschlingen sein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat, aber keine Menschen darin.

Die deutschen Strafgesetze gegen Staatsverbrechen und besonders die Art und Weise, auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Untersuchung geführt und die Gesetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das alles ist fürchterlich! Sie sind ein Frauenzimmer und brauchten diese Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verstehen; aber die Sache ist so klar, daß sie selbst ein Kind begreift und sich davor entsetzt. In einem monarchischen Staate werden Staat und Fürst für Eins angesehen und so wird jedes Staatsverbrechen zur

Beleidigung des Fürsten und jede Beleidigung des Fürsten zum Staatsverbrechen. Und dieser Fürst, der beleidigt worden, bestimmt selbst die Strafe der Beleidigung, bestraft selbst den Beleidiger; denn die Richter, die Gesetzgeber und des Fürsten Beamte, werden von ihm eingesetzt und abgesetzt und ihr Schicksal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgsamkeit gegen die Wünsche und Laune des Fürsten ab. So nimmt jede fürstliche Rache den Schein des Rechts, und was noch gefährlicher ist, selbst die verdienteste Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kommt es nicht blos darauf an, daß Recht gesprochen werde, sondern auch, daß jeder Bürger im Staate die Zuversicht habe, d a ß Recht gesprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieser Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette so sehr ängstigen, als diese Gefahr selbst. Aber dieses Gefühl der Sicherheit, diese Zuversicht auf strenge Rechtlichkeit kann ein deutscher Bürger nicht haben, in allen Fällen, wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgibt den Kerker, die Untersuchung wird geheim geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kommt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung dem Himmel gelobt: wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Untersuchung und die Vertheidigung öffentlich geführt und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn, durch seine Geschwornen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkür preisgegeben, denn die freie Presse bringt jede seiner

Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefährlich ist es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworene und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklichen Jünglinge in den österreichischen Staatsgefängnissen lesen und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Oesterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen willen da ist und glauben, der Mensch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen, was in Baiern geschieht. Baiern in der Schule österreichischer, Preußen in der Schule russischer Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksschwangern Wolken zu und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haselstock wird die Knute küssen und Jeden treffen, der sich seiner Zärtlichkeit in den Weg stellt. Ein baierischer Handelsmann, der außer Landes ist, wird vorgeladen, sich „gegen die Anschuldigung der Hilfsleistung zum entfernten Versuche des Hochverraths“ zu verantworten! Wäre das nicht so schrecklich, sollte man nicht glauben, eine Scene aus den Femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu lesen? Ein Anderer, ein Zeitungsredacteur, der sich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knieenden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während seiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einsamen Gefängnisse zuzubringen, und während vierzehn Tagen im Monat Juli abwechselnd drei Tage bei Wasser und Brod zu fasten. Als ich das deutsch las, hatte ich es ganz mißverstanden und so gedeutet: Der Gefangene bekomme

drei Tage blos Wasser ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Wasser. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es sei eine sinnreiche deutsche Rache gegen die französische Juli-Revolution. Aber aus dem Constitutionnel, der das Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung mit den Unterschriften der Richter enthielt, erfuhr ich erst seinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt... „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oestreicher (so heißt der verurtheilte Zeitungs-Redacteur) in der Freiheit gut schmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns und wir wollen ihn vierzehn Tage lang abwechselnd, drei Tage mit Champagner und Austern und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpasteten bewirthen und dabei auf die Gesundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Gesundheit seines Kopfes. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß diese schönen bairischen Criminalgesetze keineswegs aus einer alten barbarischen Zeit herstammen, sondern daß sie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahre nach der französischen Erklärung der Menschenrechte, verfaßt worden sind, und daß sie größtentheils der Staatsrath Feuerbach so herrlich ersonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieser unser berühmter Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Mensch sein müsse. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beste Mensch, der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, der großmüthigste Freund sein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutschen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle seine Geisteskräfte werden gelähmt und er sinkt ganz zu dem irren Zustande eines kindisch und unmündig gewordenen Geistes herab. Er ist dann kein Mensch mehr, er ist nur noch ein Thier, das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigste von dem bisher Gesagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchische, sondern eine republikanische Verfassung herrscht, konnte die Regierung nie

zu dem Wahne kommen, daß sie den Staat ausmache. Aber doch sind unsere Gesetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und den bestehenden Einrichtungen eine abergläubische Vorstellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geschehen können, daß man angeschuldigte Bürger sechzehn Monate lang provisorisch im Gefängnisse schmachten ließ. Wäre nicht die unselige Verehrung alles Bestehenden, hätte man längst bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang schriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt ist nur ein einziger Criminalrichter und dieser konnte bei den vielen andern Geschäften, die ihm oblagen, auch mit dem besten Willen und dem angestrengtesten Fleiße jene Untersuchung nicht schneller fördern. Hätte man aber nur die geringste Vorstellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, sondern daß auch der Mensch an den Staat Ansprüche zu machen habe, dann hätte man sich keinen Tag besonnen und hätte die Zahl der Untersuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit, eine alte Gerichtsordnung umzuändern und die Staatsausgaben um einige tausend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man sich erst kürzlich besonnen und dem Criminalrichter, erst auf sein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Untersuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menschen Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat sich durch sechzehn Monate hingeschleppt, und die Pariser Insurrection im Juni, die den Umsturz der Monarchie bezweckte, woran viele tausend Menschen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war schon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte sich weder der Staat beschweren, daß dem Gesetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeschuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden sei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchstaben des

Gesetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geschwornen, die den Geist der Verhältnisse berücksichtigen, freigesprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle diese Verwirrungen zu schlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergehen beschuldigt, schmachten schon zehn Monate im Gefängnisse und ihr Urtheil ist noch nicht gesprochen, und die Untersuchung wegen des Pistolenschusses auf den König von Frankreich war schon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn diese Sache sich bis jetzt verzögert hat, so daß erst in dieser Woche die Angeklagten vor den Assisen erscheinen, so lag das an den Angeklagten selbst, die um Aufschub baten. Und die Beschuldigung eines Königsmordes ist doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleistung zu dem entfernten Versuche eines Hochverraths – durch die Presse! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppositionsblatte las: „Enfin, après „deux mois et plus d'instruction, a paru l'acte d'accusatiou dressé „à l'occasion du coup de pistolet tiré sur le roi le 19 Novembre „dernier.“ Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närrische Ungeduld! Wenn in Deutschland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts Zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Pistole auf einen Fürsten abzudrücken. In seinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an seiner Schuld und seinem bösen Vorsatz: dieser Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag seinen Kopf sichern. Aber man würde so lang und so weit den Fäden der Verschwörung nachgehen, man würde so tief nach der letzten Wurzelfaser des Geistes der Zeit graben, daß, ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitschuldigen gereist, zurückkäme, ein ganzes Menschengeschlecht aussterben müßte. Millionen Deutsche würde man confrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der sein Verbrechen fast öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße stürzte und die That augenblicklich eingestand, trotz seiner schmerzlichen Wunde

ein ganzes Jahr lang im Gefängnisse schmachten lassen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten und die Edelsten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kommt nun dieser Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland? In Frankreich herrscht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen sucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie ist mächtiger als die Regierung, und weit mächtiger als der König. In Frankreich ist das Volk der Staat. In Deutschland hat die öffentliche Meinung sich noch nicht geltend zu machen verstanden, darum ist das Volk Nichts; der Fürst ist der Staat, der Fürst ist Alles. Wenn unsere Fürsten noch nicht, wie einst Ludwig XIV., mit der Reitpeitsche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, so geschah es nur darum nicht, weil sie noch niemals bei ihren Ständen solchen Widerspruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in seinen ersten Regierungsjahren bei seinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkommt, ich selbst verstehe es nicht; aber es wird sich schon ein Zusammenhang finden, und wo nicht, ist es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmstadt, der einst den Griechen zu seinem Schaden sechzigtausend Flinten geliefert, und später auch zu seinem Schaden den Preußen sich selbst, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande untersagen, denn wenn die armen Bauern, noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen noch der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, so möchte das ihrer kostbaren steuerpflichtigen Gesundheit schaden — worauf ein Bauer, Mitglied der hessischen Kammer, und obzwar sehr vernünftig über diese Sache gesprochen, nämlich dagegen, worüber sich die andern Mitglieder sehr gewundert, da doch der Mann nicht studirt habe. Zwar

2. Weigert sich der Zeitungsredacteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern kniend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es sei ihm ganz gleichgültig, daß man seine fünf Jahre Zuchthausstrafe, wozu er auch verur-

theilt worden, erst von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er seiner Freiheit beraubt bleiben soll, nur die zwei ersten bedaure, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn so viel Wesens aus den Bundestags-Beschlüssen mache, da sie doch vor der Hand nur auf sechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen bestehen, und dann über deren Fortdauer von Neuem berathschlagt werden soll? Zwar

4. Ließ die Wiener Censur ein Gedicht Grillparzers auf die Genesung des Kronprinzen von Oesterreich darum nicht passiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen gesprochen, zu wenig aber von seinem Verstande, und diese Nachricht durfte nicht allein in allen censirten Blättern gedruckt werden, sondern sie stand in den absolutistischen Blättern zuerst — wie man überhaupt seit achtzehn Jahren, sowohl in Wien selbst, als in ganz Deutschland von nichts ungenirter und weniger spricht, als von dem Verstande des Kronprinzen von Oesterreich — worüber sehr nachzudenken ist. Ich habe sehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinzen von Oesterreich für einen zweiten Joseph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutschland die Fürsten als Oberstallmeister, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weßwegen auch, so oft ein Kronprinz den Thron besteigt, man zu sagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar

6. Eifert das Berliner politische Wochenblatt dagegen, daß die Pension der Bastillhelden so stark sei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Bastillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit englischen Officieren eine Quadrille getanzt und sowohl in Neapel als in Corfu „nicht geringe Sensation bei dem schönen Geschlechte erregt“ — und hat der König von Baiern auf unterthänigste Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der

Stelle, wo König Otto die baierisch-tyrolische Grenze überschritten und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abschied von seinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergessen, weil er vor Rührung eingeschlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieser Rührung, dieses Schlafes und dieses Abschiedes an der dreimal gesegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Capelle erbaut werde — jetzt schon die zweite — so daß sehr zu vermuthen ist, das neue Baiernthum werde bald das alte Christenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutschen Volksdeputirten, wenn sie von dem Kammer-Präsidenten sprechen, nicht zu sagen: der Präsident, sondern das Präsidium — weil sie denken, Präsident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präsidium aber etwas gründlich-schweres, das fest hafte — welches sehr deutsche Art ist. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart im Theater, also nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, beim Austritte aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürstenthums Hessen 2,700.000 Thaler, und der Kurfürst mit seiner Familie kostet dem Lande nur 467.420 Thaler, also nicht mehr als den fünften bis sechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erstaunlich ist. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei-Rath, den man nach Posen geschickt, dort nach Verschwörungen zu jagen, im Walde vor Posen von maskirten Reitern aus der Diligence gerissen, gezwungen seine Papiere herauszugeben, und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche schöne Geschichte man aus dem Polnischen in das Deutsche übersetzen sollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmstädter Kammer bewiesen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Ursachen her. Erstens, weil keine Residenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens,

weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde Keiner aus Langeweile, Kunstliebe und Chansomanie den Masaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — so traurig ist sie! Aber .... da sitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht, was ich damit machen soll. Sie sehen, was dabei herauskommt, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinschreibt und nicht das Ende bedenkt. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Aber ....

Ich will es Ihnen offen gestehen, es war mir nur darum zu thun, so schnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taschenbuch ist voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in diesem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeschrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleistift mit — er sollte mir zu keinem schuldlosen Worte dienen — in den Kamin und stieß es mit der Zange in die Gluth. Garstig roch der Saffian und das Pergament, und da lachte ich. Es sei ein Fett-Opfer den unterirdischen Göttern gebracht! ... Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten hineingeschrieben: die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden; alliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst, von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: sie frohlocken über unsern Jammer, sie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln sterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir, und als könnte ich Geister beschwören, rief ich: Trelawney!

Hundert und vierzehnter Brief.

Paris, Freitag, den 15. März 1833.

Schon zweitausend Süd-Deutsche sind diesen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte hei-

„matlose Leute, nein, wohlhabende, tüchtige und „rüstige Männer.“ Dieser Stimme darf man glauben, sie ist keine liberalen Unwillens, denn sie kommt aus dem Hannover'schen, wo die Freiheit taubstumm ist. Und zur Bekräftigung ihrer Hannoverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unsere Fürsten sich nicht, wie einst die Priester, gelüsten lassen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu sein; sonst dürfte man ohne ihre allergnädigste Erlaubniß nicht krank werden und sterben, und sie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es ist darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freisinnigen Männern, die über diese Auswanderungen frohlockten, weil sie meinen, die Fürsten müssen sich darum schämen. Die sich schämen! Eher würde die Nacht roth, als ein König. Unsere Fürsten, die sich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel sie gegen das Volk beherzt macht — würden sie denn die Auswanderung der deutschen Patrioten dulden, wenn sie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, der die Freiheit am herzlichsten liebt und darum am tüchtigsten wäre, für sie zu kämpfen. Diese Thorheit kann uns um zehn Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die seit Jahrhunderten, wegen religiösen oder politischen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, so findet man, daß sie immer zu spät geschehen und also ohne Noth. Man wartete, bis das Uebel den höchsten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geschah es immer, daß bald darauf der böse Geist der Regierungen sich besserte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Ist es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutsche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere suchen, statt bequemer und sicherer sich Amerika in das Haus zu schaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Uebersiedelung kostet, mit der Hälfte der Beschwerden und Gefahren, die sie daran setzten, könnten sie in ihrem eigenen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum sich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeisterung des Kampfes

und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kommt. Amerika überlasse man den Fürsten, ihnen bleibe es eine Freistätte, und dort werden sie einst die Freiheit lieben lernen, wenn sie erfahren, daß sie selbst Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke schützt.

Hundert und fünfzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geschichte von England schreiben, gab aber sein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Ursache seiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden sind solche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges schrieb ich gestern, als mich ein Besuch unterbrach, und heute habe ich vergessen, was ich damit in Verbindung setzen wollte .... Was ich in Verbindung damit setzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund seine Frau bitten: sie möchte seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe sind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es satt bin! Uebermorgen ist der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten, der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, selbst den Teufel, und lieben, bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenlese beginne ich meinen Kampf von Neuem. Ach! ich trinke ja keinen Wein mehr, und wenn es nicht die Freiheit wäre, was sollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich sie selten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, ist es nur, weil die Luft noch kälter ist als ich.

Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brenn-

holze; das ist mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geschworen, kein frisches mehr kommen zu lassen, sondern in den Wagen zu steigen, sobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich diesen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu sagen: es möchte Ihrer Gesundheit schaden. Es ist gräulich! Zehn brave deutsche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. Was zu arg ist, ist zu arg!

Holz, Philosophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das schöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in seinem ersten Artikel über die deutsche Literatur, gleich in dem ersten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams abgelegt und in seiner Vignette die Raubthiere aller fürstlichen Wappen Europa's als seine Herren zur Anbetung aufgestellt — daß Heine gleich in den ersten Zeilen einen gefährlichen politischen Anfall bekommen und malédiction geschrieen hat über die ewige Armuth der deutschen Schriftsteller! malédiction und doch .... Darum eben ist ja der hohe deutsche Adel uns Liberalen so entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfassung sein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre also thöricht, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieses Mittel, eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution selbst, die verhütet werden soll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsräthlichsten Gesinnung, je dahin bringen, daß man ihm für seine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel ist kein freies bürgerliches Gewerbe; er ist ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlassen. Unsere vornehmen Freunde, und hätten sie auch „Gedanken groß wie die Welt", theilen doch nur ihre überirdischen Gedanken mit uns; ihre unterirdischen, die mit Metallen vermischt sind, behalten sie für sich allein. Ich sagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verstanden. Später wird er es verstehen lernen und meine Erfahrung theuer be-

zahlen müssen, die ihm von mir unentgeltlich angeboten wurde ... Ich hätte die größte Lust, wieder einmal zu sagen: „ich bin der einzige gescheidte Mensch in Deutschland" — aber ich fürchte mich vor den Recensenten.

Es gibt noch mehrere solcher geistreichen Ochsen in Deutschland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchischen Princips mit ihr eigner Bleichsucht und wie die häufigen Indigestionen der Diplomaten mit dem schriftstellerischen Hunger zusammenhängen. Ich wollte wetten, es ist dem dramatischen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß, wenn in Preußen eine Staatsverfassung gleich der französischen wäre, er eine jährliche Rente von zehntausend Thalern hätte, statt daß jetzt vielleicht sein ganzes Vermögen, die Ersparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten, wie es ihm sein Herz eingibt und nicht wie es der Hof verlangt .... malédiction!

Dienstag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordversuchs gegen den König angeklagt waren, sind gestern Abend freigesprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszusprechen, die bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen lesen. Wie wohl muß sich ein Deutscher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes steht und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erbosten Königs erreichen können! Wahrlich, in Frankreich fühlt sich selbst ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unschuldiger selbst in der Freiheit. Der französischen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unschuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieser Grausamkeit ist sie weit entfernt und noch entfernter ist sie von jener Pedanterie, die in Deutschland den Despotismus so furchtbar macht. Die Angeklagten wären, selbst schuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Ansicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte und daß der Pistolenschuß keine Polizei-

komödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Ministerium eine schwankende Majorität fest zu machen. Aber selbst nur diese Ehrenrettung zu erlangen, verlor die Regierung alle Hoffnung und sie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geschwornen zwei Fragen vorgelegt. Erstens: Ist das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens schuldig? Diese erstere Frage wurde gestern gar nicht vorgelegt, sondern blos die andere: sind die Angeklagten des Mordversuchs gegen den König schuldig?

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geistesgegenwart und mit welcher Zuversicht des Rechts die Angeklagten vor dem Gerichte gesprochen haben. Der königliche Procurator, um die Angeschuldigten den Geschwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikanische Gesinnung hin. Sie aber suchten diese Gesinnung gar nicht zu verbergen, sondern bekannten sich laut und frohlockend zu ihr. Der Eine sagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne gestürzt, dann schicken wir ihn zum Lande hinaus und das ist Alles.“ Solche Aeußerungen sind nach den französischen Gesetzen nicht strafbar, denn es darf Jeder seine Meinung haben und aussprechen. Wenn sich einmal in Deutschland ein Republikaner gelüsten ließe, sich auf solche Weise vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmesser des Actuars geköpft werden.

Ludwig Börne.

Von

Karl Grün.

Der Verleger dieser neuen und ersten volksthümlichen Ausgabe von Ludwig Börne's „Gesammelten Schriften" hatte schon ziemlich vorgearbeitet, als ich zu Wien seine Bekanntschaft machte. Er meinte, ich sei der Mann dazu, den ersten classischen deutschen Radikalen beim eigentlichen Volke einzuführen. Ich untersuchte nicht lange. Seit dem Gymnasium habe ich Börne geliebt. In späteren Jahren war ich bestrebt, seinen Standpunkt fester zu begründen, seine Ziele zu erweitern. Heute kann ich ihn mehr als je wieder lesen. Das ist mein ganzer Beruf, ihn herauszugeben.

Hätte ich völlig freie Hand gehabt, so wäre in dieser Volksausgabe Manches von Börne's Schriftenthum weggeblieben, was in den ersten fünf Bänden steht. Es ist Unwichtiges dabei, ja Gleichgültiges; der beste Journalist schreibt nicht immer für den Einband, für die Bibliothek. Der immer fragmentarische Verfasser erschrak selbst bei Lebzeiten über die „Gesammelten Schriften." Doch es sei, das Werk ist so billig; der Eine schlägt um, wo der Andere Halt macht. Unwürdiges ist nichts aus dieser Feder hervorgegangen, es ist Alles „Blut meiner Adern" „Saft meiner Nerven."

Das Einzige, was ich zu erweisen habe, ist, daß Ludwig Börne noch zeitgemäß ist, daß ihn die Entwicklung der Dinge nicht überholt hat, daß er noch verdient, vom ganzen Volke gelesen zu werden, „so weit die deutsche Zunge klingt". Und dieser Beweis soll weiterhin angetreten werden. —

Börne's Leben ist hinlänglich geschildert worden, von Carl Gutzkow, nachträglich und ausfüllend von Dr. Reinganum zu

Frankfurt. Uebrigens ist dieses Leben auf drei Seiten zusammen zu fassen. Der reiche Quell edelster Empfindungen und anregendster Gedanken sprudelte nicht auf dem Markte, sondern im stillen Gärtchen hinter dem Hause, von einer epheuumrankten Mauer umfriedet. Wie seltsam! Der erste deutsche politische Schriftsteller, der ins Leben hinein predigte, der abgesagteste Feind aller Folianten und Schunken, führte ein Binnenleben im Festlande seines Arbeitszimmers. Nur von hier aus hörte er die brandenden Wogen des geschichtlichen Oceans mahnend an die Küste schlagen. Er war ein Deutscher . . . .

Ludwig Börne ward am 22. Mai 1786 als Löb Baruch in der Judengasse zu Frankfurt a. M. geboren. Niemand verwöhnte den Knaben. Der orthodoxe jüdische Religionsunterricht, den ihm sein andersdenkender Lehrer Sachs auf Commando des Vaters ertheilte, langweilte ihn. Obendrein lernte er sehr schlechtes Deutsch, der spätere Bildhauer des deutschen Wortes.

Mit 14 Jahren, anno 1800, kam er in das Pensionat Hetzel zu Gießen, ward auch nebenbei in die Liste der Studenten eingetragen, und legte das edle Frankfurter Judendeutsch ab.

Dann studirte er in Berlin, Halle, Heidelberg, officiell Medicin, wie Schiller; in Heidelberg entschied er sich für Staatswissenschaften, früher sonderbarer Weise „Cameralistik" genannt, wahrscheinlich von der Camera obscura, in welcher die deutschen Bureaukraten ausgebrütet wurden. Am 8. August 1808 promovirte er in Gießen zum Doctor der Philosophie auf Grund einer Arbeit: „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets." Daß es ihm mit den Staatswissenschaften mehr Ernst war als mit der Medicin, davon zeugt auch sein Aufsatz in Harl's „Cameralcorrespondenz" zu Erlangen: „Ueber das Geld." Später fanden sich bei ihm Manuscripte: „Ueber das Princip der Besteuerung," staatswissenschaftliche Bruchstücke „über Finanzwissenschaft," „über Ackerbau."

Warum sollte er nicht Verwaltungsbeamter werden? Der Fürst Primas zu Frankfurt hatte den Juden gestattet, sich frei zu kaufen. Börne ward richtig 1811 Polizei-Actuar und ein fleißiger, intelligenter Arbeiter.

Die Freiheitskriege schlugen Alles wieder in Knechtschaft; auch der Polizei-Actuar Börne ward 1814 beseitigt. Am 5. Juni 1818 verwandelte ihn zwar etwas Wasser in einen lutherischen Christen; die Wirkung war jedoch nicht besonders groß, später hat ihn das Taufgeld gereut.

Im selben Jahre 1818 gründete Börne die „Wage" unter der durchlauchtigsten Censur schützenden Privilegien. Berühmt wurde hier seine Theaterkritik, weniger an die Bretter gerichtet, welche „die Welt bedeuten," als an das Gerüst, auf dem die heilige Allianz ihre verzweifelten Sprünge und Metternich seinen grausamen Hocuspocus aufführte. Er schoß auf die harmlosen Schauspieler und Schauspielerinnen, aber der Pfeil saß ganz anderswo im Fleisch.

Vom 1. Januar bis in den April 1819 versuchte er's daneben mit einer „Zeitung der freien Stadt Frankfurt". Dame Censur erstickte die Zeitung. Die „Zeitschwingen", in Offenbach gedruckt, waren der hohen deutschen Bundesversammlung zu interessant; sie senkten sich rasch.

1819 im Spätherbst kam er zum ersten Male nach Paris, das ihn später unsterblich machen sollte. Im November war er zurück und spazierte auf 14 Tage in Arrest, um „den Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu enthüllen". Carbonari oder Köhler hieß eine geheime politische Gesellschaft in Italien, deren Mitglied auch der jetzige Kaiser Napoleon III. wurde, und die in ihrer Verbreitung über Frankreich und Deutschland die Schuld an allem Regen und Mißwachs tragen sollte. Später tauften sich diese ruchlosen Köhler in „Demokraten" um, besserten sich aber um kein Haar — auch diese Taufe blieb ohne Heilswirkung. Die Köhler blieben eben schwarz und der Köhlerglaube an ihre unterirdischen Minen blieb der rathlosen Reaction.

1821 war Börne in Stuttgart, lernte Schott und Uhland kennen, den er stets warm gepriesen, und schrieb für's „Morgenblatt" wie für die „Augsburger Allgemeine"; die „Wage" kam noch eine Weile in Tübingen heraus. In München studirte er Kunst, Musik, Theater — er war stets ein leidenschaftlicher Theaterbesucher.

1822 war er zum andern Male in Paris; 1824 finden wir ihn in Heidelberg, bereits zum Tode verurtheilt: die Brust, die hochklopfende, die Menschheit liebende Brust war zerrüttet — ein Blutsturz bewies es; die Krankheit seiner Feinde kam hinzu, die Schwerhörigkeit.

Vater Baruch, ein Geschäftsmann nach dem Buch, „bequem und gefällig", hatte eigene Ideen mit ihm. Der beste Port für seinen Sohn schien ihm die — Wiener Staatskanzlei zu sein. Es heißt, Metternich hätte dem Vater den „kaiserlichen Rath" für den Sohn angeboten. Natürlich sollte der geniale Sohn ohne Censur schreiben, ohne alle Verpflichtung in Wien leben. O Backhändl, o Prater, o Strauß! „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!"

Vom Jahre 1825 ist die unsterbliche Denkrede auf Jean Paul Friedrich Richter. 1827 starb der Vater. Mit der Actuars-Pension hatte Börne jetzt 1600 Gulden jährlich zu verzehren, zur Noth genug für einen Einzelnen, hätte er nicht so viele Bücher gebraucht, und so viele Blumen, und Teppiche und Vorhänge und feines Tuch, und so viel feine Westen und frische Handschuhe! Jeder hat eben seinen Luxus.

Er war auch wieder in Berlin, wo man mit ihm paradirte, und diese Parade wurde von denselben Menschen aufgeführt, die später als Buschklepper über ihn und seinen guten Namen herfielen und sich polizeilich bescheinigen ließen, daß sie ihn niemals gekannt! Er hat ihnen dafür seine Herkuleskeule auf den harten Köpfen zerschlagen. Willibald Alexis, der Gegenstand des „Häringssalats", wußte davon zu sagen.

1828 ging er über Hannover nach Hamburg und verkaufte an Campe, den verbotenen Verleger, 8 Bände „Gesammelte Schriften".

1830 war er zu Soden im Taunus, bei Frankfurt, im Bade; sein liebenswürdiges „Tagebuch" besitzen wir noch.

Da fuhr der Gewitterschlag der Freiheit ins Louvre zu Paris; die Lebenden verbrannten und die Todten standen auf. Es war eine Revolution in der Welt und im Herzen Ludwig Börne's. Wir können das heiß nachempfinden, wir, die wir 1848 erlebten und an

eine neue Weltschöpfung glaubten. Aus dem Juli-Paris stammen die weltberühmten Pariser Briefe Ludwig Börne's, vom 5. September 1830 bis zum 17. März 1833, 115 an der Zahl, ein Monument, dauernder als Erz.

1832 war Börne auf dem Hambacher Feste, jubelte mit, glaubte mit; in Baden feierte man ihn, doch merkte er den „Separatliberalismus".

In Paris, seiner bleibenden Wohnstätte, übersetzte er „die Worte eines Gläubigen" von Lamennais. Er schrieb auch Französisch und zwar nicht schlecht; der Republikaner Raspail nannte das „ein neues Französisch", d. h. ein Französisch ohne Phrase, wie es geniale Deutsche bisweilen zum Entzücken vorurtheilsloser Franzosen schreiben. 1836 gab er sogar eine französische Zeitschrift heraus, la Balance (die Wage), die es auf 4 Hefte brachte. Dann war er „müde wie ein Jagdhund" ....

Und dann — sagte er, am 12. Februar 1837, als ihn der Arzt frug: Welchen Geschmack haben Sie? — „Gar keinen, wie die deutsche Literatur!" — und dann: „Ich nehme keine Digitalis" — und Abends um 10 Uhr starb er.

Am 15. Februar brachten ihn Deutsche und Franzosen nach dem Kirchhof Père la Chaise; Raspail setzte sich selbst ein Denkmal in der Grabrede auf den deutschen Freund und Strebegenossen.

Am 5. November 1842 ward das einfache Monument errichtet: eine abgebrochene Pyramide von polirtem Granit; oben in einer Vertiefung Börne's Büste, von David modellirt, in Erz gegossen. Ein Relief zeigt Frankreich und Deutschland, wie sie sich die Hände reichen. . . .

— Und das ist Alles. —

In diesem einfachen und stillen, meist kranken Leben gab es zwei Verhältnisse, deren sich die Kritik bemächtigt hat, und über welche ich sofort meine Meinung unverholen sagen werde. Das eine berühre ich nur, weil es die moralisch Schwindsüchtigen schon so unangenehm berührt und die deutsche Klatschsucht so ge-

waltig in Alarm versetzt hat; das andere ist wichtiger und betrifft die social-literarische Entwicklung Deutschlands selbst.

Sprechen wir zunächst von Madame Wohl, der späteren Madame Straus. Börne lernte diesen seinen Schutzgeist im Winter 1816/17 zu Frankfurt kennen. Sie war von ihrem Manne geschieden, Börne wurde ihr Freund, sie seine Freundin, in des Wortes platonischer Bedeutung. Die Ehe lag nicht auf des kränklichen Humoristen Bahn; was er von ihr zu kosten vermochte, war die zarte, aufmerksame, vorsorgende Freundschaft einer sanften, wohlwollenden, gebildeten Frau. Madame Wohl reiste mit ihrem Freunde; sie machten gemeinschaftliche Kasse; sie pflegte den Kranken, sie war, wie Reinganum sagt, „die bevorzugte Richterin seiner schriftstellerischen Arbeiten, sie trieb ihn an, fleißig und thätig zu sein, nicht in philosophischer Trägheit dem Nachdenken allein sich zu überlassen, sondern zu schreiben, zu wirken, nicht zu ruhen. Sie forderte ihn auf, aus der Entfernung ihr Briefe zu schreiben, indem sie den köstlichen geistigen Schatz erkannte, welchen er darin zu Tage förderte." Das haben natürlich diejenigen wieder nicht begriffen, die überhaupt nichts begreifen, was aus der gröbsten Muskulatur in die Nerven-Physiologie hinübergeht. Sie sind so außerordentlich pfiffig, daß sie für das wahrhaft Interessante im Menschenleben keinen Verstand mehr übrig haben.

Madame Wohl verheirathete sich später wieder und wurde Madame Straus; als solche war sie die barmherzige Schwester des kranken Freundes in Paris. Ihr sagte er sterbend mit dankendem Blicke: „Sie haben mir viel Freude gemacht!" Und dieses Verhältniß wäre kein reines, fast hätte ich gesagt, kein tugendhaftes gewesen! Man denke sich den empfindungsvollen, starkfühlenden Börne, der immer seinen Kopf ins Herz hinabsteigen ließ, ehe er einen Gedanken aussprach; man denke sich den Lobredner Jean Paul's, im getheilten Besitze! Gibt es keine Schamröthe mehr? Allerdings, aber wir müssen für Diejenigen erröthen, die von ihrer vorgebundenen Heuchelmoral so zuverlässig in die Abgründe der Schamlosigkeit geführt werden!

Ich habe Madame Straus niemals gesehen, aber ihrem Manne habe ich die Hand gedrückt, und Ihr, der aufopfernden Freundin,

die für den Freund sogar den guten Ruf aufs Spiel setzte, Ihr bleibe ein immerdauerndes, warmes Andenken!

Das andere Verhältniß ist culturgeschichtlich wichtig, es ist das Verhältniß Börne's zu Goethe und Schiller, namentlich zu Goethe. Beide, Goethe wie Börne, sind Kinder derselben „freien Reichsstadt Frankfurt"; nur war der Eine der Sohn eines Patriziers, der andere ein Judenknabe; der Eine auf dem Hirschgraben geboren, der Andere im Ghetto; der Eine 1749, der Andere 1786. Alles das zusammen bildete ihren Gegensatz bis zur schneidigsten Schärfe aus. Goethe, durch Geburt, Verhältnisse, Verbindungen, körperliche Erscheinung und Genie früh emporgetragen, ein Kind der Umstände, auf denen er Apollo gleich mit wehenden ambrosischen Locken daherschwamm; Börne, einer bestehenden Welt zum Trotze hingestellt, von der Kritik der Zustände lebend, den Kopf nur durch Tapferkeit über Wasser haltend. Goethe, wie das leibhaftige Glück, ruhig und sicher, nichts verlangend, als sich mit der Wissenschaft und der Kunst sorgfältig auseinanderzusetzen, schon ein Fertiger, als die Stürme der Revolution die Welt umkehrten; Börne „hypochondrisch und furchtsam", wie er sich schon an Henriette Herz schildert, erst aufathmend im Sturm derselben Bewegung, welche Goethen erschreckte. Goethe, von 1749, ganz der theoretischen Beschaulichkeit, dem Spiel mit der Pistole Werther's, dem poetischen Himmelssturm des Prometheus, der Darstellung des Faustischen Dranges, kurz dem Zuge des achtzehnten Jahrhunderts hingegeben; Börne, fast mit dem Bastillensturm auf die Welt gekommen, datirend von der Epoche der praktischen Vernunft, eben so erpicht auf die Bewegung der Massen, als Goethe diesen Massen und dieser Bewegung abhold, ja gram war: da stießen nicht zwei Menschen auf einander, sondern zwei Zeiten, zwei Jahrhunderte, und gerade an diesem schroffen Uebergange, der noch gar keine Muße hatte, sich über sich selbst zu besinnen, kann man lernen, wann und wo das neunzehnte Jahrhundert beginnt.

Die Abneigung Börne's gegen Goethe richtet sich immer gegen Goethe's olympische Ruhe, gegen die Unerschütterlichkeit des selbstgewissen Mannes. Zur That, zur That! so lautet

Börne's beständiger Alarmschrei; thun wir etwas, reißen wir Deutschland aus seinem Todesschlummer empor! Was hat dieser Goethe in den Neunziger Jahren gethan, was that er 1806, was 1812—15, was seit der heiligen Allianz, was unter dem entnervenden Metternich'schen System? — Goethe verhält sich kühl zur Juli-Revolution, — brechen wir den Stab über ihn!

Sie verstehen sich nicht, denn sie stehen auf zwei verschiedenen Halbkugeln; sie begreifen sich nicht, denn sie reden zwei verschiedene Sprachen. Es ist nicht anders. Begreifen und verstehen wir sie denn Beide! Goethe liegt ganz vor uns in seinen Werken, die heftigsten Stellen Börne's erregen mir kein Bedenken. Ihr reimt Euch doch zwei Charaktere eines Dramas zusammen. Auch die Entwicklung Deutschlands und Europa's ist ein Drama. Hören wir die beiden Stimmen und die vielen anderen, vielleicht ist doch Harmonie in ihrem Widereinander . . . .

Mit Schiller springt Börne etwas gnädiger um, er ist ihm wenigstens „edel". Das heißt: Schiller hatte das Freiheits-Pathos vor Goethe voraus. Ganz so faßte die Sache der ehrenwerthe Geschichtschreiber J. G. A. Wirth, mit dem Börne in Hambach zusammentraf und dessen königlich baierisches Martyrium er immer laut gepriesen. Für Wirth war Schiller der „erhabene Lichtgeist, den Goethe in seine Sphäre hinabzog". Wer nicht direct revoltirt, der gehört nicht zu uns; wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns!

Wie hart verurtheilt Börne den Charakter des Wilhelm Tell! Tell durfte nicht auf den Apfel schießen, sollte selbst aus der ganzen Schweizer-Freiheit nichts werden! Dort, auf der Wiese bei Altdorf, mußte er auf Geßler anlegen. Daß er den Nachen mit dem Landvogt in die tobende Fluth zurückstößt, ist erbärmlich von ihm. Daß er den Landvogt in der hohlen Gasse aus sicherem Versteck erschießt, ist niederträchtig, ein reiner Meuchelmord! Schrecklich, nun will es aber die Schweizer Legende so, jede andere Wendung wäre rettungslos durchgefallen. Und das weiß Börne nicht nur, sondern er sagt es: „Eine geistige Ueberlieferung darf der Dichter niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube um-

geworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß des Tell."

Freilich, aber es ist noch mehr wahr: der Tell ist gar nicht der Hauptheld des Dramas, welches seinen Namen führt. Der Held ist ein ganzes Volk, welches nicht mehr gehorchen will. Die Schweizer thun grade, was Börne bei den Tirolern im Immermann'schen „Trauerspiele" so sehr vermißt, das Gegentheil von dem, was er dort so bitter, so treffend tadelt. Wilhelm Tell ist nur Einer unter Vielen. Jeder handelt nach seiner Weise, Walther Fürst, Werner Stauffacher, Conrad Baumgarten, Arnold Melchthal, alle die Eidesleister auf dem Grütli. Und wenn keine Helden da sind, so doch gewiß Heldinnen; oder spricht Frau Gertrud, Stauffacher's Weib, etwa zu homerisch? oder fühlt Bertha etwa zu romantisch? oder ist das arme Weib in der hohlen Gasse etwa nicht derb und leidenschaftlich genug? Die könnte doch wahrlich hinter einer Barrikade des 19. Jahrhunderts stehen .....

Wer wie Schiller in der „Jungfrau" den nationalen Kampf wider den Fremden, im „Tell" die Befreiung von der innern Sclaverei verherrlicht hat, den sollte man doch für einen leidlich Radikalen gelten lassen. Aber Börne verlangt im Namen seines Jahrhunderts den Kampf wider den täglichen Feind, wider die Censur, die Staatskirche, die Beamten-Willkür und Schnödigkeit, die alberne Allgewalt der Minister, die Gedankenlosigkeit der Fürsten, wider Metternich, den König Ludwig, den Czaren von Rußland, wider den entsetzlichen Alpdruck der Restauration und die Fortdauer der Reaction nach 1830 in Deutschland, Italien und wo sonst. Selbst revolutionäre Gedanken genügen ihm nicht, er schreit nach Thaten, nach thatsächlichen Protesten, nach Kampf zu jeder Stunde, ast jedem Orte, bei Tage und bei Nacht....

Börne ist viel gelesen worden, sagt man; wer kennt Börne nicht? — Ich behaupte, Börne ist gerade von denjenigen gar nicht gelesen worden, die ihn hätten lesen sollen und auf die er gewirkt haben würde. Auch Schiller ist nicht gelesen, und Lessing vollends nicht;

von Herder weiß unser eigentliches Volk nicht einmal, daß er existirt hat. Eitel Prahlerei und Geflunker ist es mit dem „hohen Bildungsgrade“ der Deutschen; sie schreiben blos, sie lesen nicht. In England wird etwas Anderes an populärer Literatur consumirt; den ganzen Shakespeare kauft man dort schon längst für Einen Schilling!

Die Statistik erzählt uns, daß im Lande der Deutschen verhältnißmäßig mehr Menschen lesen können, als in irgend einem andern Lande der Welt, mit Ausnahme von Nordamerika. Aber man frage die Statistik einmal, was die lesefähigen Deutschen wirklich lesen! Die Antwort wird sein: Steuerzettel und Einberufungsordres! Dann noch Gebetbücher und schlechte Zeitungen.

Wohlfeile Literatur muß auf den Markt, verführerisch wohlfeile; sonst macht das Wirthshaus eine verderbliche Concurrenz, und die ohnehin verkürzte Frau knurrt wider die „theuern Bücher“. Kreuzerausgaben, die beileibe nicht Alles enthalten, die das Volk vor Allem verschonen mit der Hauswäsche seiner großen Geister, die den Kelch an ihm vorüber gehen lassen, wie „Schiller sich rasiren wollte“ und wie Göthe die „Flöhe“ wissenschaftlich knickte und erstickte. Gerade in unserer Literatur ist neben den Hobelspänen und dem Kehricht so viel scholastischer Beikram, so viel gelehrter Scholienplunder, daß wir von unsern Classikern immer zwei Ausgaben machen sollten, eine vollständige, gelehrte, und eine Volksausgabe. An Einem unserer Classiker hoffe ich nächstens zu zeigen, was ich mit der Volksausgabe meine.

Kreuzer-Classiker sollen diejenigen werden, die dem Volke bisher niemals einen Heller werth waren. Kreuzer-Literatur, das ist die einzige bis jetzt absehbare Frucht des schnöden Jahres 1866. Ohne deutschen Bund keine „Bundesprivilegien,“ also auch keine „schützenden“. Von dieser „Durchlauchtigkeit“ sind wir erlöst; wir sind Masse geworden, Weltstaub. Wir müssen wieder „Sandkorn auf Sandkorn“ häufen, um den „Bau der Ewigkeiten“ zu errichten, wir müssen aus dem Leeren das Verlorne zurückerobern, „von Unten auf“, wie Freiligrath sagt. Flößen wir der Masse den belebenden Hauch ein, den Geist, der bisher so unfruchtbar über die Wasser hinfuhr, — bilden wir aus der Masse ein Volk!

Eigentlich populäre Schriftsteller haben wir kaum, es sei denn, daß man unter solchen die kindischen Dörfler und Jodler verstehe. Unsere Besten und Gediegensten haben lange nicht immer die Sprache geredet, zu der sich das Volk noch erheben kann, ohne an der Terebinthe, zwischen Himmel und Erde, hängen zu bleiben. Auch Börne hat noch sehr viel Unpopuläres, Salonmäßiges, ja Studirstubenhaftes an sich. Es ist kein Vorwurf, es ist die Erwähnung einer Thatsache. Aber es ist viel Populäres in ihm, und das muß endlich vor die rechte Schmiede gebracht werden.

Keiner hat wie Er die Geheimnisse der Politik, der Cabinette, der Diplomaten, den Zusammenhang der Reaction in der ganzen Welt, diesen Rattenkönig von Schufterei und Erbärmlichkeit, auf die Straße gezerrt und vor Aller Augen auseinander gekratzt. In seinen ästhetischen Versuchen, wie in seinen kritischen Arbeiten, herrscht noch viel Feinschmeckerei; er weiß elegante Küche für auserlesene Gaumen zu halten. Glücklicherweise wurde er politisch zornig und fluchte die allverständlichsten Donnerwetter heraus.

Man muß diese zwölf Bände betrachten wie Eine große Zeitung: oben die fulminanten Leitartikel, die pikanten Correspondenzen; unter dem Strich Theater, Oper, Moden, Novellen, Erzählungen, Anecdoten. Die Männer mögen oben anfangen und unten aufhören; Frauen und Mädchen werden sich hinaufarbeiten, sie beginnen mit dem Angenehmen, und treiben endlich ihre Männer und Geliebten an, das Nützliche zu vollbringen, das Eine, was Noth thut.

Im Irrgarten der reinen Schönheit, der Schönheit an und für sich, wird sich bei Börne Niemand verlieren. Schon deßhalb nicht, weil er kein eigentlich schöpferischer Geist ist. Börne ist die unermüdliche geistreiche Untersuchung unserer social-politischen Zustände oder Zustandslosigkeit. Er wirft das Senkblei in die Unendlichkeit des deutschen Elends hinein und sagt uns lachend, wie tief er gekommen, ohne Grund zu finden; er liebt unter stechenden Schmerzen sein Vaterland, und er lacht laut über diese unbegründete und eben so unausrottbare Liebe. Er zählt Alles auf, was den Deutschen fehlt, um diese Liebe zu rechtfertigen, er verhöhnt denjenigen, der Deutschland liebt, und entzündet dennoch in unsern

Herzen lediglich selbst jene Liebe, welche aus Deutschland etwas zu machen einzig im Stande ist. Er haßt, wie ein Mann hassen können soll, vernichtend, mörderisch; aber dieser ganze männliche Haß ist doch nur die Kehrseite seines warmen weiblichen Herzens, der „Rauch der Liebe."

Producirt, geschaffen, gestaltet hat er kaum einige kleine Figürchen, ein paar Federzeichnungen, etliche scharfe Radirungen. Niemand wußte das besser als er, Niemand kannte sich selbst genauer, Niemand war freier von Eitelkeit. Hört was er sagt: „Die schöpferische Kraft, die sich den Stoff selbst bildet, fehlt mir; ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Zudem habe ich keine Theilnahme für Geschöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was schon lebendig außer mir besteht." (Nachgelassene Schriften, I, 225.)

Nun, so lehre er uns, was außer ihm lebendig oder todt bestand und noch besteht, lehre er uns den ganzen Moder kennen, in welchem wir herumkrabbeln und den wir für eine Welt ansehen. „Das ist eine Welt, das heißt eine Welt."

Ideale Schöpfungen hatten wir genug, wir können noch etliche Decennien davon zehren. Sage einmal Einer, was faul ist im Staate Dänemark, was der vorgefundene Stoff werth ist und wie man ihn bearbeitet, d. h. zerarbeitet!

Dieser Eine ist gekommen, er heißt Ludwig Börne.

Und vor allen Stücken sollen wir den „Muth unserer Meinung" haben, nein mehr, den Muth unseres Urtheils. Der Humboldt'sche Meinungsmuth kommt doch in letzter Instanz auf die Gedankenfreiheit des Marquis Posa hinaus, und diese ist nur die Verherrlichung des bekannten deutschen „Bewußtseins". Aber der Muth des Urtheils ist etwas ganz Anderes, etwas viel Einschneidenderes und Wirksameres. Das ist der Mann im täglichen Kampfe.

In dem „Tagebuch aus Soden", vor der Julirevolution geschrieben, ist von Schiller die Rede. „Er meint, heißt es, den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich. Ach, diese Wahrheit, fügt Börne hinzu, habe ich schon oft gesagt, und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören sie

zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum Nationalärger stacheln, kann man sie nicht zur Nationalfreude begeistern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation! Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trockenen Weg des Regierens."

Welcher Lärm entstand unter den „Wohlmeinenden und Gutgesinnten" deutscher Nation, als der kecke Börne drucken ließ: „Jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm dessen Nase nicht mehr gefalle." Diese Nase, welche Börne der deutschen Eselei gedreht, wandert wie ein schreckendes Gespenst durch sein Schriftenthum. Es klopft — herein! — die Königsnase. — Er wird gelobt wegen seines Geistes, seines Humors, wegen der vielen Dinge, in denen er Recht habe. Aber diese Nase! nein, bis zu dieser Naseweisheit zu gehen, das war zu weit gegangen!

Noch im December 1831 stößt sich Herr v. Cotta an dieser Nase. „Er hat Bedenken, daß jedes Volk seinen König absetzen dürfe, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele." Was sollte aus dem Augsburger Staatsrecht werden, wenn der Conservatismus solche Nasenstüber erhielte! Welcher Fürst hätte noch den Muth, die Nase hoch zu tragen, wenn er bei dieser Gelegenheit riskirte, daß sie von Allen gesehen und geprüft würde! Wenn man endlich darüber abstimmte: „Gefällt mir, gefällt mir nicht." Was dann staatsrechtlich hieße: Hierbleiben oder fortgehen!

Ist denn die Sache wirklich so schlimm, erbebt wirklich die Welt des Rechtes in ihren Grundfesten, wenn die Nasen der Könige maßgebend werden? Wäre es nicht viel schlimmer, wenn die Völker die Könige auf jeden Fall behalten müßten, dafern

das einzig Correcte an ihnen ihre Nase wäre? wenn diese „Spitze" den „Beruf" zur „Führung" ertheilte? O geht doch, ich finde den Börne noch sehr gemäßigt, fast „frei-conservativ!"

Und was wäre denn übertrieben in dem Schmerzensschrei über den Untergang Polens, vom 3. März 1831! „Der Londoner Courier sagt: „„Wenn Polen besiegt sein wird, wenn, was die Schlacht verschont, auf dem Schafotte bluten wird, dann werden die deutschen Zeitungen die weise Gerechtigkeit des russischen Kaisers rühmen, und wenn der Tyrann nur einem einzigen Besiegten das armselige Leben schenkt, werden die deutschen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben."" Unter allen Völkern der Erde erwartet man solche feige hündische Kriecherei nur von uns! Ja, es schwebt schon vor meinen Augen, ich lese es und höre es, wie das viehische Federvieh in Berlin von jedem Misthaufen, von jedem Dache herab den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieser Despot in seinen Proclamationen gesprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unserer Tage gethan; aber was sie geredet, das kann sie nicht glauben. Das Schwert zerstört blos den Besitz und mordet den Leib; aber das Wort zerstört das Recht und mordet die Seele. Zu solchen Reden, solches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt sind, dann voran die deutschen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich; dann stellt man sie zwischen das Schwert der Franzosen und die Peitsche der Russen, zwischen Tod und Schande! . . . . . ."

Wer bürgt den Deutschen in der heutigen Stunde dafür, daß die preußische Genialität sie nicht nächstens einkeilt zwischen Knute und Chassepot?! . . . .

Die große französische Revolution ging spurlos an uns vorüber; man kann die Deutschen an den Fingern herzählen, welche diese Welterneuerung begriffen, welche sich sehnten theilzunehmen an dem Befreiungskampfe der Menschheit, und die zukünftige Völkerverbrüderung auf dem Sockel der Völkerfreiheit erblickten.

Frankreich wurde durch den Säbel und den Ruhm zurückgetrieben bis zum vierzehnten Ludwig. Als der vierzehnte Ludwig in Reiterstiefeln und rundem Hütchen uns die Gewaltherrschaft bringen wollte, da standen wir auf und zerschlugen ihn, in Gemeinschaft mit Spaniern, Engländern und Russen, wesentlich Russen.

Den Einen Gewaltigen halfen wir niederwerfen, den Adler holten wir aus den Lüften herab, die Sperber und Zaunkönige behielten wir. Nie hat uns Napoleon zugemuthet, was wir von 1815—1830 erduldeten. Keine Schwertstreiche — Nadelstiche; kein Todtschlag — Leberfraß; nicht Ausrottung — Entwürdigung. Die Bourbonen und ihre Minister waren lichtweiße Engel gegen die boshaften Teufelchen, die ihr Nest mitten in unsere Seele bauten und uns von Innen heraus zernagten.

Und doch rührten sich die Franzosen zuerst, doch widersetzten sie sich dem ersten flagranten Rechtsbruch, während unser ganzes politisches Leben brüchig war. Die Julirevolution brach aus, ein König, ganz ohne Rücksicht auf seine Nase, flog über die Grenze. Die Tricolore flatterte wieder im Winde. Die herrliche Bewegung begann den Kreislauf der Zeiten aufs Neue — und gelangte mit knapper Noth bis — 1791. Hier thürmte sich ihr der Wall der Kabale unübersteiglich entgegen; die wenigen Muthigen blieben todt im Graben liegen.

Der deutsche Chronikenschreiber dieses Ereignisses hieß Ludwig Börne; er hat es geschildert in seiner Größe und in seiner Grenze, enthusiastisch und bitter, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Wer in der Sphäre der Julirevolution befangen blieb, der war nicht der Mann der Zukunft. Die Julirevolution als abgeschlossenes Ganzes, als eine Welt für sich, ist das Gebiet des Doctrinarismus, der politischen Halbheit, des Juste-Milieu, des Amphibienthums; sie ist das Mistbeet unsers landläufigen Liberalismus, aus dem die Reform-Minister der neuen Aeren hervorschießen, so oft der blanke Despotismus sich festgefahren hat.

Börne war kein Doctrinär, seine größten und saftigsten Lorbeeren hat er sich an dieser geistigen Pest verdient; zum Ritter der Freiheit war er geschlagen, da er den Lindwurm der Halbheit erschlug, Kopf für Kopf, Ring für Ring — auf dem Papiere natür-

lich ... Er war ein Deutscher .... Die „Briefe aus Paris“ sind die Schädelstätte, auf welcher die Gebeine der französischen Regierung, der Kammer und der Charte-vérité, der „wahren Verfassung,“ umherliegen. Dieses Feilschen um die Freiheit, dieses halbe Gewähren und ganze Versagen, dieses perfide Wiedereinschmuggeln des alten Systems, das man doch selbst über die Grenze gejagt hatte; dieses Liebäugeln mit der Reaction in ganz Europa, dieses Um-Verzeihungbitten für die eigene Existenz, dieses geheime Complot mit den Völkermördern und Völkerschindern; diese Entmannung des Volksgeistes, diese Van Aken'sche Procedur mit dem Löwen; diese Niederträchtigkeit ohne Muth, diese Courage aus Angst: wer hätte das mit glühendem Stift in die Tafeln der Geschichte eingegraben, wenn nicht Börne! Und wenn das am grünen Holze geschah, was sollte erst am dürren werden?

Unter dem 3. November 1830 schon ist Börne sich völlig klar. Die Wiederholung von 1791 war ihm Irrthum und Verbrechen zugleich. „Ich fange an, ein *Republikaner* zu werden, wovon ich *bis jetzt so weit entfernt* war.“ Man beschoß damals Antwerpen — zum Spaß. So und so viele Leichen sollten noch eben „die Waffenehre retten,“ wie Herr v. d. Pfordten 1866 sagte. Der General Chassé mußte von der Citadelle aus die Handelsstadt Antwerpen bombardiren — eine kleine Genugthuung für den König von Holland. Die Franzosen mußten die Citadelle stürmen, um den revolutionären guten Willen Louis Philipp's an den Tag zu legen. Weiter hatte es keinen Zweck; nachher konnte man mit einander zu Mittag essen. Es war Sebastopol, von Kindern aufgeführt.

Am 9. November prophezeit Börne „eine neue Revolution“: „Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um was sie gekämpft haben, wird eine *neue Revolution* nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.“

In welchen Verhältnissen lag denn diese Ruchlosigkeit der Juliwirthschaft begründet? Louis Philipp war doch kein Franz Moor, der seine wahnsinnige Ichsucht der Welt entgegenstellte! Casimir Perrier doch kein Jago, der sich an dem Unglück und der Ver-

zweiflung der Andern weidete! In politischen Dingen hat man nie ein richtiges Urtheil, wenn man nicht die gleichzeitigen gesellschaftlichen Zustände in den Kreis der Betrachtung zieht. Die Form des Staates, die Methode der Regierung, die Gemeinheit der Pfiffe und Kniffe, Alles hängt, etwa die Art und Weise der Knechtung und Mißhandlung ausgenommen, von der socialen Beschaffenheit, vom Verhältniß der verschiedenen Volksclassen zu einander, von der Herrschaft der einen über die andere und vom Grade der Sicherheit dieser Herrschaft ab.

Am 9. Nov. 1830 schon durchschaute das scharfe Auge Börne's alle diese Dinge. Er schrieb: „das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach, und haben freilich die Masse der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld.“

In diesem Stollen gräbt er weiter und stößt auf das Princip der Nationalgarde, der Bürgerwehr, des bewaffneten Philisteriums! „Die Mittel, welche die Franzosen gebrauchen, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen (Pariser) Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit; die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte, abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen daß die Uniform eine Art Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß, wenn man Schildwache steht, man selbst am meisten bewacht wird! — Den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgesogen und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Ofenschirm vor die Glut des Volkes zu stellen, damit die Großen hinter uns nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch

weismachen zu lassen, das geschähe für die Freiheit — sich so foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu sein — es ist unglaublich!"

Dabei ist nur das Eis vergessen, welches die Nationalgardisten selber verzehren, nachdem sie die Straßen „gesäubert" haben.

Da steht also der radikale Republikaner vor uns, der Ludwig Börne, den man vorschnell damit abthun wollte, daß man ihn zum Jünger Maximilian Robespierre's machte. Terrorismus, Wohlfahrts-Ausschuß, Guillotine in Permanenz, die Köpfe ab, die Principien hoch. „Lieber gehen die Kolonien zu Grunde als ein Princip!"

Pardon, dem ist nicht ganz so. Gehen wir näher ein. Unter allen Häuptern der großen Revolution sind ihm „Robespierre und St. Just die ehrlichsten." „Jedoch bin ich weit entfernt, ihrem Systeme zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen sind, aber daß im schlimmsten Falle alle geopfert werden müßen, die eine abweichende Meinung haben, — einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl, und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und St. Just meinten zwar, das Gefühl komme in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren."

Nicht nur sein Gefühl protestirte gegen den endlosen Schrecken, sein Verstand bewies ihm auch die Unlogik einer solchen Politik. Er sah ganz richtig in Robespierre den Absolutisten, so schroff wie Einer, den umgeschlagenen Ludwig XIV., der um kein Haar besser geworden, weil er „im Namen des Volkes" seinen Willen zum obersten, einzigen machte.

„War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschheit. Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kein Metzgermeister, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger, der Staat war sein Gott, sein Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist

wie Einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde. Beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebt, sei es das Volk, sei es der Fürst." —

Für Robespierre war der Staat die Hauptsache, für Börne der Mensch; ja er ging noch weiter, er unterschrieb mit beiden Händen den Satz: „Die Menschheit ist um des Menschen willen da!"

Man höre seinen Vergleich zwischen Mirabeau und Robespierre, in der Besprechung der beiden ersten Bände von Thiers' „Geschichte der französischen Revolution". „Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; Jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes."

Man kann Alles an Robespierre anerkennen, was Börne anerkannte; eine Sympathie aber für diesen Oberrabiner der fanatischen Gottgläubigkeit brauchen wir Andern nicht zu empfinden, die wir durch Denken und Beobachten dem alten Testament glücklich entwachsen sind. Um so ferner wird uns jene Sympathie bleiben, je weniger uns „Hypochondrie und Schüchternheit im Umgange" an dem Tugendhelden von Arras interessiren. Ein Unglück des Temperaments kann unser Mitleid erregen; zur Auszeichnung darf es in unseren Augen niemals werden.

Wenn nun aber der Weg zur Freiheit durch 1791 verbaut ist, und wenn 1793 uns unrettbar der Dictatur überliefert, zuerst der Dictatur der Tugend, dann derjenigen des Ruhmes; wenn wir

der Guillotine nur entgehen, um auf die Spitzen der Bajonette geworfen zu werden: Was dann? und wo öffnet sich ein Ausweg?

Menschen zu kürzen, war falsch, besonders wenn diese Kürzung methodisch betrieben wurde. Vielleicht aber ist an den Dingen etwas zu kürzen. Das Zeitwort Sein läßt uns im Stich, es ist am Ende einerlei, ob gewisse Persönlichkeiten sind oder nicht, und ganz bei Lichte betrachtet sind nicht wir die Richter darüber, ob die Natur mit Unrecht sie ins Leben rief. Aber die Hülfe könnte in dem andern Hülfszeitwort liegen, im Haben.

Sehen wir zu, was Börne vom Haben hält und wie er das conjugirt!

Es war eben die Rede von der Nationalgarde, der Bürgerwehr, dem bewaffneten Philisterium. Bei den Revolutionen betheiligt sich dieses Wesen als solches niemals, wie viele Einzelne auch Freiwilligendienste hinter der Barrikade nehmen. Im Juni 1848 kam es sogar darauf an, auf welcher Seite der Barrikade man stand. Aber Revolutionen zu „schützen," zu Tode zu schützen, das versteht die Nationalgarde meisterlich . . . bis die todte Revolution aufersteht und ihren Einzug ins Stadthaus hält — dann macht sie ihr einen Huldigungsbesuch.

Unter dem 14. Januar 1831 schreibt Börne, immer von Paris: „Ich sah eine Reihe panoramaartiger Gemälde, die Schlachttage des Juli vorstellend. Die Gefechte auf den Boulevards, die Barrikaden, das Pflaster-Geschoß, die schwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Französinnen, die sie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anschauung, es ist als wenn man dabei gewesen, und es ist zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemustert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meisten alten aber gehörten zum sogenannten, so gescholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich sah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. (Hier scheint einmal die Kunst nicht gelogen zu haben.) Die Männer

in guten Röcken sitzen in der Pairs- und Deputirtenkammer und halten sich die Nase zu vor den stinkenden Pöbelleichen und sagen: Wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und sie ließen sich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Bankiers kamen und sagten: halbpart! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten steigen. An diese muß die Rache auch noch kommen."

Es war unserm Freunde mittlerweile klar geworden, daß die alten Formen des Staates auf die Neige gingen. Frankreich hatte in der That Alles versucht, zum Theil zweimal: Feudales Königthum mit Adel und Geistlichkeit, Einheitsmonarchie mit gebrochenen Feudalspitzen, monarchische Centralisation mit Hofadel und zweckmäßig verwandter Kirche, einen Etikettenkönig an der Spitze des Feldzugs der Liederlichkeit, constitutionelles Königthum mit Hindernissen von Oben und Unten, Republik des Kehraus, Republik des tugendhaften Schreckens, Paraderepublik mit Sittenfäulniß, zehnjähriges Consulat, lebenslängliches Consulat, Kaiserthum, Kaiserthum mit constitutioneller Schminke, constitutionelles Königthum mit feudalen Reminiscenzen, Königthum des Staatsstreichs, endlich die wahrhafte Charte, den Bürgerkönig mit Filzhut und Regenschirm. Die Schattirungen lasse ich noch aus.

So viel stand für Börne historisch fest: Frankreich ließ sich nicht länger beherrschen, es hatte jede Art von „Herrschaft" gebrochen. Das Eine fiel ihm natürlich nicht ein, und das nicht vorhergesagt zu haben, gereicht jedem Propheten zur Ehre: das Empire aus den Apenninen, Cäsar als Renz . . .

Und daß diese „An-archie," wie mein Freund Proudhon sagte, diese erwiesene Unregierbarkeit der Franzosen, ihre große sociale Bedeutung an sich trage, entging natürlich dem Börne'schen Scharfsinn nicht. Daher bei ihm der merkwürdig tiefe Satz:

„Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm ist die monarchische Regierungskunst ausgegangen, und jetzt herrschen die Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft so demokratisch, als es ein Jakobiner nur wünschen mag."

Wie schlagend wahr und wie schlagend ausgedrückt! Die Herrschaft über die Massen, das imposante Gängeln der Menschen übte Napoleon zum letzten Male mit eben so viel Aplomb als Eleganz aus. Das wird ihm Keiner mehr nachmachen. Er ist die letzte Legende der Gewalt, die nächste Legende war schon die der Freiheit und Nationalität, Garibaldi! Die französische Revolution aber hatte die bürgerliche Gesellschaft emancipirt. Was also künftig einzig die Bühne anfüllen und bis ins Proscenium dringen kann, ist das Ameisengewimmel des frei gewordenen Bürgerthums, die Concurrenz der Capitalien, das Steeple-Chase der Profite, und dem gegenüber die gracchische Forderung des Proletariats, theilzuhaben an den producirten Reichthümern, welche bisher seltsamerweise ihren Weg immer nur in eine und dieselbe Tasche nahmen. Die ganze Gesellschaft Europa's, so weit es „civilisirt" genannt werden kann, besteht nur noch einerseits aus Hochbürgern und solchen, die es werden wollen, andererseits aus Proletariern, die nicht bleiben wollen, was sie sind.

Das nannte Börne sehr treffend die „Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft," die sich in einem gestaltlosen Chaos bekriegen, zur großen Freude aller Gegner der Herrschaft eines Einzelnen, denen Alles recht ist, wenn nur der monarchische Wille aus dem Nest gehoben ist, und die man Jakobiner nennt.

Börne ist mitten in der socialen Frage angekommen und ich werde ihm furchtlos folgen, selbst da, wo er vorzeitige Hoffnungen hegt und die Frage des Jahrhunderts auf einen Straßenkampf zu reduciren Miene macht. Er spricht vom Standpunkt der Julirevolution aus, von der Höhe einer Barrikade, zu welcher Madame Str. die Pflastersteine herbeischaffen sollte.

Ganz klar äußerte er sich bei Gelegenheit einer Rede von Mignet, dem Historiker, über Sieyès, den berühmten Propheten des dritten Standes, welcher fortan „Alles sein wolle," dahin: „Die Revolution von 1789 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat Alles erreicht. Sie sind (nämlich die Hochbürger) jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese wollen sie Alles für sich behalten ... Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen."

Ende November 1831 brach zu Lyon der Arbeiteraufstand los. Höchst bezeichnend und mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, spricht sich Börne über diesen furchtbaren Kampf aus: „Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leyer und Schwert zusammendichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleons Zeiten sind vorüber, und der Bülletin-Donner schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk gibt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will baares Geld sehen.

„Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätte. Casimir Perier, der König von Israel, der hohe Priester der Renten, der Held des Friedens, hat sich in der Kammer geberdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herab kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completer Narr. — Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wiedersahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perier hat darüber gefrohlockt, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sei nichts weiter als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor, und zeigte sie aller Welt!

„Die dunkeln Triebe des Volkes hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des

Tages den Blick in ewige Noth eröffnet*). Den höchsten Grad des Wahnsinns mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: seht, ihr seid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit willen mit mir halten — um diese elenden Krämervortheile eines Tages opfert Casimir Perier das Glück Frankreich's, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf.

„Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter den Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt?

„Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an diesem Uebel der Menschheit; dreitausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ernten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter sich die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei.

„Ueber die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese, wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letztern wird dem niedern Volke durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höheren bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit; da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich,

---

*) Es schien mir ganz unumgänglich, diese wichtigste Auslassung Börne's mit den nöthigen Hervorhebungen dem Leser vollständig vorzuführen. Meine Bemerkungen folgen ihr auf dem Fuße. K. G.

es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen losbrechen.

„Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wie ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf, und diesen rufen sie zu: Ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu sie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andern Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt!

„Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben (!) sein sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, baut sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammelt.

„Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an Einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Der Ehre*) haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Julinshelden, die man Republikaner schilt, ge-

*) Sollte heißen: „der Ehren“, auch bei Montesquieu.
K. G.

hetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. . . . . Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Constitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philisterpolitik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelclasse verbessert, und das Helotenverhältniß des niedern Volkes auf's Neue befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht.

„Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Bessern und Einsichtsvollern: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge theilnehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intrigant kann ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So sprechen sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche gibt als unter den Reichen, weil sie seltener als die andern sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ab mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre

schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben!

„Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. — — — — Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murrt, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein Vatermörder zu werden. *)

„Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Capitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert **), und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter, und setzt ihren Tagelohn herab. ***)

---

*) Vergleiche die belgischen Grubenarbeiter und das sehr „liberale" Ministerium! K. G.

**) Dem Manne kann augenblicklich in Oesterreich geholfen werden! K. G.

***) Wenn's nur um den Shawl wäre, selbst bei sechs heirathslustigen Töchtern, die sämmtlich auf Eroberung ausgehen! K. G.

„Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld (und jetzt noch viel mehr!) und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben als eine zu acht Sous.

„Eine Sängerin, die jährlich vierzigtausend Franken Einkommen hat (wie billig!) zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage seiner Straßenbettelei der Polizei einen großen Theil abgeben.

„Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksclasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Taglöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen!

„Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ihrer Hut zu sein! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo Alles stumm ist, wo Keiner klagen darf, wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! . . . . Das hat ja die Cholera . . . . uns sehr nahe vor Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Oesterreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert . . . über die wahnsinnige Verblendung des Volkes, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten es vergiften, und die Cholera sei ein Mischmasch des Hasses! —

„Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sei nur schlechtes

Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen . . . .

„Haben sich die Reichen denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten! Hört, liest denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken?

„Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für Euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft sie nie zurück . . . .

* * *

Diese wunderbar kühne, ja verwegene Auslassung fordert zu etlichen Bemerkungen heraus.

Wenn der Gegensatz zwischen Arm und Reich, die Nothwendigkeit eines Kampfes auf Tod und Leben zwischen beiden, eine „Wahrheit“ ist, was Börne behauptet, so mag diese „Wahrheit“ noch so „fürchterlich“ sein, kein Mensch hat das Recht und noch viel weniger die Pflicht, sie „in den tiefsten Brunnen zu versenken“.

Es sei denn, daß man keinen Ausweg vor sich erblicke. Wie wenn heute Jemand zuerst entdeckte, daß alle Menschen sterben müssen, und bei sich selbst zu Rathe ginge, ob er das so ohne Weiteres mittheilen dürfe.

Gibt es ein Mittel, den Gegensatz aufzuheben, so hat sich Casimir Perrier unter allen Umständen unsterblich gemacht, indem er den Gegensatz selbst enthüllte. Gibt es keines, so mag der Menschenfreund trauern, daß man die grüne Hoffnungsfahne schon von der Wiege entfernen muß und daß, nicht an der Pforte der Hölle, sondern am Eingang des Lebens, für die ungeheure Mehrheit der Gebornen die schweflichte Inschrift flammt:

„Laßt fahren alle Hoffnung, Ihr, die Ihr eintretet!“

Und Börne neigt sehr stark zu dieser pessimistischen Ansicht. Wie könnte er es sonst dem französischen Minister zum Vorwurf ma=

chen, „die dunkeln Triebe des Volkes diesem klar gemacht, seiner wilden Laune des Augenblicks Dauer gegeben, seinen kurzsichtigen Sorgen den Blick in ewige Noth eröffnet" zu haben! Wie, es handelte sich wirklich nur um eine „Laune des Augenblicks", wenn das Volk sich zum socialen Kampfe rüstet! Das Ziel wäre unerreichbar, weil die „Noth ewig?"

Wohl, dann belehre man das Volk schleunig, man werbe eine zehnfach größere Clerisei an und lasse alle Glocken bimmeln und alle Orgeln heulen und alle Priester lamentiren von dem „irdischen Jammerthale", in das wir zur Buße versetzt wurden. Und laßt uns die Aerzte abschaffen oder vermehren, denn je früher gestorben, desto besser!

Ja, wenn man freilich den Conflict schlechterdings nur als einen „Krieg der Armen gegen die Reichen" auffaßt, dann ist keine Lösung abzusehen. Denn wenn morgen die Reichen arm gemacht werden, so werden etliche Arme reich oder im besten Falle mehrere Arme wohlhabend. Dann bleiben die sehr Vielen wieder übrig, welche leer ausgehen, und die höllische Runde beginnt auf's Neue. Das wäre allerdings die Verbriefung der „ewigen Noth".

Einen solchen socialen Kampf hat es nie in der Geschichte gegeben, ausgenommen bei plündernden Armeen; die socialen Kämpfe unter den Gracchen zu Rom und im deutschen Bauernkriege gingen viel tiefer; es handelte sich weit weniger um das Haben, als um das Erlangen, nicht sowohl um den Besitz, als um den Erwerb. Nur was sich der Möglichkeit des Erwerbs von Seiten Aller widersetzt, nur das, und nicht mehr, wird von der Gegenpartei als Opfer verlangt. Härten und Ueberschreitungen fallen allerdings in der Hitze des Gefechtes vor, in Folge des Widerstandes, durch die Schuld der Bevorrechteten, so wie die Confiscation der Emigrantengüter in der französischen Revolution; zum Wesen der Reform gehören sie nicht. Das Gewordene ist bei socialen Revolutionen nicht in Frage, sondern das Werdende, das, welches eben sein Recht durchsetzt, werden zu dürfen. „Ein Werdender wird immer dankbar sein", sagt der Dichter, dafür, daß man ihn ins Recht hineinläßt; er ist kein Dieb und kein Räuber. In der Nacht vom 22. auf den 23.

Februar erschoß das arme Volk von Paris, die Leibgarde der republikanischen Freiheit, einen Dieb, und ritzte ihm in großen Buchstaben auf die Brust: Voleur!

Das Volk, die Arbeiter, wollen bewußt oder unbewußt, eine andere gesetzliche Ordnung der Erwerbsverhälnisse; sie ahnen den Weg, wenn sie von Productiv-Genossenschaften reden; viele drücken sich mit erstaunlicher Klarheit darüber aus. Wer unter ihnen würde sich rühren, wenn er an die „ewige Noth“ glaubte.

Aber Börne war zu seiner Zeit noch sehr entfernt von einer solchen Auffassung der Dinge; er macht nur sociale Anläufe, um ins politische Gebiet zurückzukehren; je höher der Zorn in seinem edlen Gemüthe auflodert, desto rascher sinkt er zu seiner politischen Begriffswelt wieder hinab.

Er sagt: das Volk streite gegen die „Vorrechte“ der Reichen, nicht gegen ihren „Besitz“. Wären das die „Vorrechte“, unverhältnißmäßig immer reicher zu werden, auf Kosten der immer größer werdenden Armuth, so wäre es verständlich; aber was helfen dem Volke die Rechte, die es sich erobern soll, wenn diese Rechte nur zur „Gleichheit“ führen? Dann war es ja bloße Eifersucht, am Ende gar Scheelsucht, welche die Armen wider die Reichen trieb! Mit dieser politischen „Gleichheit“ Aller scheint aber bei Börne die Sache abgethan zu sein. Dann ist sein Ideal verwirklicht im bonapartischen Frankreich, im deutschen Nordbunde, ja im Zollgeeinten Deutschland. Daß diese „Gleichheit“ ein bloßes Mittel wäre, um zur Ausgleichung des Gegensatzes zu gelangen, davon finden wir bei Börne auch nicht eine Andeutung. Denn auch sein Krieg wider die „Armuth“ will nichts heißen; es handelt sich um einen Krieg wider die Quellen der Armuth.

Und doch sagt er selbst: „Die Armen waren niemals frei.“ Arm sein und Frei sein widerstreitet sich also. Die politischen Rechte an und für sich thun's also nicht, und wer der „ewigen Noth“ auf den Grund kommen will, der muß sich zu allererst von der Wahrheit durchdringen lassen: Jeder staatliche Zustand hat seine bestimmtesten gesellschaftlichen Voraussetzungen, mit denen er steht und fällt. Aendert die

gesellschaftlichen Voraussetzungen, und Ihr habt den Staat in eine andere Form gegossen!

Hier liegt denn auch die einzige begründete und bündige Entschuldigung für das, was Börne noch schlechtweg die Bürgerschaft, das Bürgerthum nennt, was man in Frankreich unter Bourgeoisie versteht, in seiner classischen Vollendung die Hochstapler der modernen Gesellschaft. Börne sagt ihnen sehr viel Böses nach und übertreibt kaum etwas dabei; man könnte Bände mit einem Anklageact füllen — was wäre damit gewonnen?

Dieses „Bürgerthum" ward 1789 emancipirt und gewann 1830 seinen Proceß in zweiter und letzter Instanz. Der Bonaparte appellirte nicht einmal mehr. Unsere Materiellen-Interessen-Jobber im westlicheren Deutschland sind ohnedem nur Affen. Ein Stand in der Gesellschaft ist emancipirt, das heißt: er ist fortan berechtigt, seine Interessen zu verfolgen, sich zu entwickeln bis zum Platzen. Das Interesse des Hochstaplerthums sind die Interessen des Capitalismus. Es wandte den Dampf und die Maschine an und pumpte die Welt aus. Läßt man es gehen, so wird es pumpen bis ans Ende der Tage, wo dann noch die Eine Universal-Riesenmaschine übrig sein wird, von welcher der ehrliche Sismondi prophezeite; nur daß der Mann überflüssig ist, der die Kurbel dreht. Die Maschine geht ganz von selbst ....

„Die heillose Verblendung des Bürgerstandes", meinte Börne, „zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei." Wer kann's ändern? Es ist die „Verblendung" des jüdischen Volkes, sich für das „auserwählte Volk Gottes" zu halten; die „Verblendung" der Römer, die Herrschaft über die bewohnte Erde für ihr unverlierbares Privilegium anzusehen; die „Verblendung" des Ritterthums, Arm- und Beinschienen als die natürliche Bekleidung des Mannes zu betrachten ...

„Heillose Verblendung" hin, „heillose Verblendung" her! Es ist mehr als das, es ist Nothwendigkeit.

Niemand kann seinem Schicksale entgehen .....

Das sociale System des Grafen Saint-Simon war damals in Frankreich auf der Tagesordnung; es ist die erklärende Zugabe

zur Juli-Revolution, zugleich die erste ernstliche Mahnung von Seiten der enterbten Classen an die „Staatsmänner", gefälligst ihre Rechnung nicht ferner ohne den Wirth oder ohne Banquo's Geist zu machen. Der St. Simonismus hatte sein besonderes Organ, den „Globe", und dieser „Globe" stellte täglich als Motto folgende drei Lehren oder Forderungen auf:

„Die socialen Einrichtungen müssen zum Zwecke haben die Verbesserung des moralischen, physischen und intellectuellen Looses der zahlreichsten und ärmsten Volksclasse.

„Alle Geburtsprivilegien ohne Unterschied werden abgeschafft.

„Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken."

Den ersten Satz unterschrieb Börne gänzlich und bewies damit, daß er den vorhandenen Uebelstand in seinem ganzen Umfange anerkannte. Sobald der Politiker den Satz zugibt, daß die zahlreichste Volksclasse arm, die ärmste Volksclasse die zahlreichste ist, daß die Gemeinschaft, die Staatsgesellschaft, die Verpflichtung hat, der Armuth moralisch, physisch und intellectuell zu Hilfe zu kommen: von dem Augenblicke an ist die alte ausgefahrene Straße verlassen, eine neue Politik hat begonnen.

Die alte Politik hat zwei Recepte, von denen das eine immer mehr zur Alleinherrschaft gelangt, während das andere auf dem Wege zu den cameralistischen Alterthümern ist. Entweder Freiheit oder Philanthropie. Freiheit des Handels und der Gewerbe, des Angebotes und der Nachfrage, des Gehens und Kommens, des Hungers und Durstes; Freiheit in gewissen Allgemeinheiten, bei fortdauernder Ungleichheit der thatsächlichen Voraussetzungen, der materiellen und geistigen Mittel: das hat man schöner, wohlklingender, und auch profitabler gefunden als die menschenfreundliche Fürsorge, die öffentliche Armenpflege, das amtliche Einschreiten wider die Noth. Das letztere war natürlich mit Bureaukratie und bureaukratischer Willkür verbunden, und bot so die willkommenste Gelegenheit, dem alten Domänenstaate noch Eins am Zeuge zu flicken und anstatt einen gesunden Grundsatz zeitgemäß zu gestalten, ihn

lieber auf den Kehrichthaufen zu fegen. So wird die Welt unendlich einfach und ein Minister braucht nur noch einen kleinen Katechismus der „liberalen" Oekonomie auswendig gelernt zu haben, um Antwort auf Alles, wenn auch Rath und Hilfe für nichts, in der Tasche herumzutragen.

Börne nimmt die erste Forderung der Saint-Simonisten an und erklärt dabei: „Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Classen zu sorgen habe, diesem Grundsatze kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Beistand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatze die reinste, heiligste und unverletzlichste Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig.

„Weil sie rein ist, wird sie von Allen besudelt, weil sie heilig ist, wird sie verspottet, weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer etwas gelebt hat, und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganisches Product betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitecten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel gestiegene Thränendunst Aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederstürzen und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen."

Den zweiten Grundsatz hat Börne offenbar nicht verstanden oder will nicht auf dessen eigentliche Meinung eingehen. Er sagt: „Werden hier die alterthümlichen Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit — daß man durch ein schadenfrohes Erwähnen nicht die Anmaßung des Widerspruchs herausfordern sollte 2c. 2c." Ja, wenn dem so wäre, so hätte dieser Grundsatz schwerlich im Glaubensbekenntnisse der St. Simonisten Platz

gefunden. Aber erbt man nicht auch ganz materielle Güter durch die bloße Geburt, erlangt man nicht ein großes Vermögen, bloß, weil Dieser oder Jener unser Vater war? Wie nun, wenn die St. Simonisten die Abschaffung des Erbrechtes gemeint hätten! Dann gäbe uns eben Börne . . . keine Antwort. Wir unsererseits begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Frage nach der Entstehung großer Vermögen, nach der Möglichkeit ihrer Bildung ökonomisch ungleich wichtiger ist, als die nach der Uebertragung. Der freie Wille des Eigenthümers mag sich mit dem Anspruch des Staates auf die Erbsteuer in das Verfügungsrecht theilen. In der Erbsteuer dagegen, oder gar in der Aufhebung aller Erbschaften die Lösung der socialen Frage erblicken, heißt die Frage am Schwanze aufzäumen.

Ganz entschieden opponirt Börne gegen den dritten und letzten Satz. „Eine heillose Irrlehre! ruft er aus. Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, je weniger Lohn. Das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weitern Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capazität nach ihren Werken", ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth und also seinen Preis, nicht was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, so ist es blos Lebensäußerung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes sein. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer andern, zu welcher sie sich bekennen, der von einer Gütergemeinschaft, eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen reinmenschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn

das Recht sich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig?" —

Seltsam, wie diese beiden Ansichten, die der St. Simonisten und die Börne'sche, sich in Schlangenlinien umwinden, sich an einer Stelle durchschneiden und dann, nach entgegengesetzten Polen hin, sich auf der Bahn des Irrthums verlieren!

In wirthschaftlichen Dingen wird nichts bezahlt, als die nützliche Leistung, das Arbeitsproduct. Das ist die ganze Moral der Oekonomie. Was wollen nun die Simonisten mit ihrer „Fähigkeit"? „Jedem nach seiner Fähigkeit" — was? — Lohn? Die Fähigkeit bekommt keinen. Arbeit? Das wäre schon besser, setzt aber ein ganzes System der Erziehung und Production voraus. Das ist auch nicht gemeint, und dagegen polemisirt Börne nicht.

Wenn nun Jeder schon einmal nach seiner „Fähigkeit" bekommen hat, so kann er unmöglich als Fähiger noch einmal nach seinen „Werken" belohnt werden. Das sind offenbar zwei Maßstäbe; denn einmal kann ich mich als „Fähiger" der Faulheit ergeben und „fähig" sein, nichts zu thun, das andere Mal kann ich arbeiten und durch die Quantität der Arbeit den Lohn in seiner Quantität bestimmen.

Der einfach richtige Grundsatz, gegen den die heutige Welt so fürchterlich frevelt, lautet: Jedem nach seiner nützlichen Arbeit, gerade so viel an allgemeinem oder Geldwerth, als sein Antheil an der Herstellung des Productes beträgt.

Börne, der Humanist, fällt sofort ins Moralische, berührt das wirthschaftliche Gebiet gar nicht. Die „Fähigkeit" der Simonisten übersetzt er durch „das Verdienst" (capacité durch mérite) und verlangt ohne Weiters Edelmuth, wo für das tägliche Brod noch nicht gesorgt ist!

Wenn die Natur nach Börne dem Menschen „das Verdienst" als Vorausbezahlung gibt, so vergißt sie dabei, ihm seinen Schweiß, sein Kopfzerbrechen zu vergüten. Der „Verdienstlose" soll bezahlt werden, wofür? Dafür, daß er nichts kann, nichts versteht, nichts leistet? Er hat doch Arme und Beine; er braucht das Vaterland

nicht zu retten, aber vor dem Hunger muß er sich bewahren, es sei denn, daß er krank oder lahm sei, und das gehört nicht hieher.

„Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth und also seinen Preis, nicht das, was er thut.“ Falsch! Das wäre ja ungefähr die „Fähigkeit“ der Simonisten. — Was der Mensch ist, bestimmt seine Würde und den Grad der gesellschaftlichen Achtung, welche er genießt; was er thut, bestimmt, wo nicht seinen Werth, so doch den Werth seines Thuns, seiner Lebensäußerung.

So umwinden sich die beiden Schlangenlinien; auf einmal schneiden sie sich in der — Gütergemeinschaft. Wer hätte das gedacht? Sobald Jeder nach seiner „Fähigkeit“ bekommt, muß aus dem großen Ganzen geschöpft werden: dann sind Alle Genies, und das größte Genie wäre derjenige, der die gemeinsamen Vorräthe auf der Höhe des allgemeinen Begehrens erhielte. Bekommt Jeder nach seiner „Verdienstlosigkeit“, so sind wir Alle Sünder vor dem Herrn und ermangeln des Ruhmes; dann wird die Verdienstlosigkeit zum „Rechte, welches sich Alles nehmen darf,“ und „Vertrauen“ und „Liebe“ kommen wie der Poet, nach der Theilung der Welt. .... Man sieht, die Frage des 19. Jahrhunderts war weder für die St. Simonisten, noch für Börne spruchreif; es war weder hinlänglich vorgedacht, noch vorgearbeitet worden. Die St. Simonisten und Börne verloren sich in idealistischen, moralischen Gedankengängen. Der Socialismus sprach sich nur erst als Bedürfniß aus, als unbegriffene Thatsache.

In Einem hat freilich Börne Recht: Man bleibe uns mit der Emancipation der Weiber vom Leibe! Das Weib feiert seine Emancipation in der Liebe, oder es entschädigt sich durch eine Combination des Verstandes. Richtet die Welt nur so ein, daß das Herdfeuer die Liebe erhält und die Sorgen wegloht. Von der „Emancipation der Weiber,“ welche die Sclaverei der Weiber sein würde, sprechen auch heutzutage nur noch nachgeborne Schwätzer und ästhetisirende Faselhänse.

Wenn aber Börne, obgleich Cameralist, sich keinen ökonomischen Standpunkt eroberte, so ruhte sein humaner, ächt menschlicher Standpunkt auf desto breiterer Grundlage. Sein Verstand und seine jüdische Herkunft streiten sich dabei um die Palme. Bei-

des vereint war erforderlich, um ihn zum Erklärer der Gegenwart und zum Propheten der Zukunft zu machen.

Die Geldherrschaft, die Despotie des allgemeinen Werthes, erkannte er sehr früh und sehr klar. Mit 19 Jahren bereits traf er den Nagel auf den Kopf und nannte als Repräsentanten dieses metallenen Zeitgeistes die — Juden. Ihm darf es Jeder nachsprechen, und ich darf es ihm nachsprechen, da ich unter den Juden so warme und erprobte Freunde zähle. Was brauchen wir übrigens die Juden zu schonen, da wir den Deutschen eine Bedientennatur nachsagen, da wir uns nicht scheuen, sie in gewissen Situationen „hündisch" zu finden!

In einem kostbaren Büchlein, von dem noch die Rede sein wird, in den „Briefen des jungen Börne an Henriette Herz", lesen wir unterm 26. Mai 1805 aus Börne's Feder: „Die alten Juden, von Abraham bis zum weisen Salomon, sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollen. Lesen Sie das Buch Josua und der Könige, und sie werden finden, wie Blumauerisch Alles darin aussieht. Das war nun schlimm. Aber die jetzigen, mein Gott, die thun das nicht einmal, höchstens parodiren sie jene Travestie. Drei Dinge sind, die sie zu schätzen wissen, erstens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. Es ist die Blüthe ihres Witzes, daß sie den Hamlet'schen Monolog übersetzen: Geld oder nicht Geld, das ist die Frage".

So der Jude an die Jüdin — — — — — — —

Ludwig Börne war ein Jude. Das christliche Taufwasser hat ihm sein tiefes Verständniß des Judenthums, das historische Bewußtsein über dessen Stellung nicht abwaschen können. Heil ihm und wohl uns! Wenn der Jude in den modernen Staaten frei wird, d. h. nicht etwa emancipirt, mit politischen Rechten beschenkt, sondern geistig, moralisch frei, ein Mensch, der nur noch menschlich empfindet und der menschlich empfinden kann und darf: dann hat die Stunde der allgemeinen Freiheit geschlagen, nicht eher. Wenn im tiefsten Schatten das hellste Licht erglänzt, dann entsteht Correggio's Zaubernacht.

Unter dem 17. März 1831 erzählt Börne nach einem Warschauer Briefe, daß in der Hauptstadt der polnischen Revolution 30,000

Juden und 10,000 Deutsche lebten. „Diese Letzteren verstehen gar nicht, was das heißt, Vaterland, weil sie vielleicht nirgends eines haben. Sie kommen zu Tausenden nach Polen, essen von dessen Brode und verlassen es, wenn sie sich bereichert haben. Aber es hat keine Gefahr mit ihnen, es sind größtentheils Leute von schwachem aber ehrsamem Charakter, und man braucht sie nur starr anzublicken, um ihrer Treue versichert zu sein . . .

„Was die jüdische Bevölkerung betrifft, früher so schlecht, hat sie seit dem 29. November sehr große Fortschritte im Guten gemacht. Der Geist der Verbrüderung fängt an, sie mit den wahren Polen zu vereinigen, und ich kann Sie versichern, daß wenn die Vorsehung unsere Waffen segnet, in einem Jahre alle unsere Juden in Polen umgewandelt sein werden.“

Börne fügt nun hinzu: „Ist das nicht merkwürdig? Was, die schlechten, verachteten und verächtlichen Juden, hinabgeknechtet seit zweitausend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichsten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um sie zu erkämpfen, um sich ein Vaterland zu erwerben — und die so stolzen, herrischen Deutschen, welche prahlen, die Freiheit sei ihre Wiege gewesen, die auf die Juden mit solcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! . . . . . Türken, Spanier, Juden sind der Freiheit viel näher als der Deutsche. Sie sind Sclaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei; der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei sein, aber er will es nicht . . . . . Dahin müßte es noch kommen, diese erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutschen Geschichte, daß einmal Juden sich an die Spitze des deutschen Volkes stellen, wenn es für seine Befreiung kämpft . . .“

Was dünkt dem Leser von dieser „erhabenen Lächerlichkeit?“ Und wie groß ist bereits die Zahl der Juden, von Börne bis heute, die sich nicht nur „an die Spitze des deutschen Volkes“ stellten, sondern ihm auch erst sagen mußten, worin seine Befreiung besteht, wofür es zu kämpfen hat!?

Börne ist aber auch ein deutscher Jude, und diese Verkoppelung zweier Begriffe dient ihm zur Entfaltung seines ganzen Wesens, wird zur Standarte seiner Wirksamkeit. „Die armen Deutschen! Im untersten Geschoße wohnend, gedrückt von den vielen Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thor das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte.

„Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grund aufgebaut; macht es wie ich, und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit

neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meine Juden nicht ...."

Das sind nicht mehr die Juden, welche das Alte Testament travestiren, das ist der Sauerteig der deutschen Nation, die treibende Hefe im stickigsten Mehle. Während sie anderswo mitgehen und höchstens den Rahm von der Milch schöpfen, gehen sie bei uns vorauf, weil sonst Niemand ginge. Sie können bei uns das nicht geschenkt bekommen, was ihnen Franzosen, Engländer und Italiener als Abfall ihrer eigenen Errungenschaften zukommen ließen; so wollen sie denn die ganze Mahlzeit für sich und Andere erobern; da doch einmal erobert werden muß, so soll es gleich das Paradies sein! O Börne hatte Recht, ein Jude und ein Deutscher zu sein, das gibt Anwartschaft auf die ersten Heldenrollen im Welttheater, wo die Deutschen so lange Zeit nur „die Lampenputzer" waren.

Die Fahne dieser Emancipation der Juden, passiv und activ, hat Börne aufgepflanzt. Die Juden sollen nicht nur befreit werden, sie sollen selbst befreien, und der freie Jude wird das Maß der menschlichen Freiheit überhaupt sein. Wie glühte schon der Judenknabe Löb Baruch für diese menschliche Freiheit! In welchen Feuergarben schoß sie aus dem 17—19jährigen Jüngling empor! Wir kännten den wahren Börne gar nicht ohne seine köstlichen Briefe an Henriette Herz.

Es war im November 1802 -- Börne war 16½ Jahre alt — als er ins Haus des Professors Marcus Herz zu Berlin kam. Henriette Herz war eine bildschöne Frau und sie zählte 38 Jahre. Und der junge Börne verliebte sich in sie — dummes Zeug, er liebte sie. Es war ganz unverhältnißmäßig, eigentlich ... im höchsten Grade ... unpassend; aber es war so, und unter der milden Sonne von Henriettens Blick erschloß sich das traumhaft sinnende Herz des jungen Baruch, und er schrieb sein Tagebuch voller Duft und Geist, und die schmetternden Lerchen seiner Begeisterung erhoben sich hoch in den blauen Himmel.

„Welche Augen! welch ein holdes Lächeln! Welche Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe keine Worte. — Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit; das erste schöne Weib hätte seiner Empfindung gespottet. — Ich habe keine Worte. —"

Hier sehen wir den Börne entstehen und wachsen, der uns Alle später so gefesselt hat; hier setzen seine hellgrünen Blätter an, die vom ersten frischen Safte des Stämmchens Zeugniß gaben. Hier paßt auf ihn, was er später neckisch von Bettina sagte: Die Frauen seien nur dann liebenswürdig, wenn sie unorthographisch schrieben. Die verschiedenen Casus sind im heftigsten Guerillakriege, die Frankfurter Judengasse steckt den Kopf durch die Thür: „Es ist mir sehr mies dafür." Aber ein apollinischer Hauch weht dieses fahle Geblätter herab, der Sturm der edelsten Leidenschaft fegt die Misteln von dem Lebensbaume, und man kann sagen, Börne hat selten wieder so schön geschrieben wie in diesen Bekenntnissen und Briefen.

Deshalb wußte er später so genau, daß ohne Leidenschaft nichts Großes gedeiht, und deshalb blieb er selbst als brustkranker Hypochonder der Psalmist der Leidenschaft.

Von Halle schreibt er am 27. November 1803 an die, welche er jetzt aus der sänftigenden Entfernung seine „liebe" oder seine „theuerste Mutter" nennt: „Wenn wir unserm Schöpfer danken wollen, daß er uns so vollkommen erschuf, so müßten wir ihn dafür am meisten preisen, daß er uns leidenschaftlich machte. Durch Leidenschaft nur genießen wir unseres Daseins, nur durch Leidenschaft wird nach dem Guten gestrebt, wird es erreicht und verbreitet. Bejammernswerth ist das Loos derjenigen, in deren Adern das Blut fließt wie Oel; die schönsten Freuden des Lebens genießen sie nicht, und sie werden sich nie erheben über die erbärmliche Mittelmäßigkeit. Der ärgste Bösewicht und der tugendhafteste Mensch sind nicht ohne Leidenschaft, und der ärgste Bösewicht hat näher zum guten Menschen, als der kalte leidenschaftslose."

Es gibt aber nicht blos eine Leidenschaft des Herzens, es gibt auch eine Leidenschaft des Kopfes, der Vernunft. Wenn jene ihr Ideal heißblütig verfolgt und sich jubelnd an die höchsten Ziele hängt, schwebend über dem Abgrund, dessen sie nicht achtet, — so will diese, eifrig und hartnäckig, daß das Rechte

und Wahre erkannt werde, sie schwärmt für die Aufhellung der Köpfe, sie steckt unermüdlich immer wieder dieselben Ziele, geht tausendmal mit Tausenden denselben Weg dorthin; ihre Pulse fliegen hoch, wenn das Wort der Wahrheit in einem, in wenigen Köpfen aufgeht, und sie verdammt prophetengleich die Gehirne mit den ehernen Stirnbändern, in welche kein Himmelslicht eindringt.

Diese Leidenschaft der Vernunft erfüllte den ganzen Lessing, den Denker unter unseren Classikern, der selbst im Jambus Religionsphilosophie und Ethik lehrte, der den Cardanus rettete und den Leibnitz populär machte, und der das Suchen der Wahrheit über alles „Gefunden" setzte. Wer erinnert sich nicht der schönen Stelle, wo er sich Gott denkt, der in der einen Hand die ganze fertige Wahrheit hielte, und den der forschende Lessing beschwört, diese Hand nicht zu öffnen, da das Suchen nach Wahrheit einzig menschenwürdig sei, auf die Gefahr hin, sie selbst nie zu besitzen. Nun, diese Leidenschaft des Kopfes hat auch der blutjunge Börne, und er drückt sie fast mit Lessing's Worten aus: „Ist es denn die gefundene Wahrheit selbst, die dem forschenden Geiste hohe Freude macht? Was liegt daran zu wissen, ob sich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne drehe. Ist nicht vielmehr das Streben nach der Wahrheit, diese Anstrengung selbst die Belohnung, ja die einzige, die uns bei unserem geistigen Bemühen zu Theil wird? Also nicht die Erkenntniß der Wahrheiten selbst ist es, die den Menschen erhebt über andere athmende Wesen, die ihn glücklicher macht; sondern es ist nur das Vermögen, sie suchen zu können, und er würde auch mit einer unendlichen Summe von schon entdeckten Wahrheiten doch bis zur untersten Stufe eines Hundes herabsinken, wenn er nicht das Vermögen behielte, noch mehrere aufzudecken."

Denken muß der Mensch, die Dinge im Zusammenhang fassen lernen, sich Rechenschaft von der Entwicklung seines Lebens, der Gesellschaft geben: Woher kommt das was gegenwärtig so ist, wie ist es so geworden? Ist er sich über das Woher klar, so öffnet sich bald eine Aussicht auf das Wohin? Auch das ist ganz gleich, ob eine fertige Schablone dabei herauskommt, ja die

Schablone ist schon der Markstein des Denkens als eigenster Thätigkeit des individuellen Kopfes. Die Autorität muß herunter, nicht die politische oder sociale, dieser gewordene Thatbestand; sondern, was viel wichtiger ist, die Autorität der hergebrachten und angelernten Meinungen, das ganze Bleigewicht des: „So steht's geschrieben", oder: „der Meister hat's gesagt." Die äußerliche Autorität kann man hundertmal stürzen oder stürzen lassen; ist dieser Sturz nicht das Werk des prüfenden und verwerfenden Gedankens — im Nu ist eine andere Autorität da, die sich mit sophistischen Scheingründen auf dem Throne ihrer Vorgängerin spreizt und die Perfidie besitzt, gerade diejenigen zu Zeugen zu rufen, welche ihr den Gefallen gethan, jene zu stürzen. Dann vergeht eine unendliche kostbare Zeit, bis die neue Autorität wieder untersucht, in ihrer Fadenscheinigkeit erkannt und reif zur Beseitigung gefunden wird. Gesetzt den Fall, dies geschieht, was ist selbst damit geholfen? Ist die Autorität verschwunden? Nein, blos diese Autorität!

Wer die französische Geschichte seit 1789 studirt hat, wird begreifen was ich meine. Die Franzosen sind in der That das classische Volk der Autoritätsjäger, deren Wild in stets neuer Gestalt, einmal gefährlicher als das andere, ersteht und sie durch den grünen Wald hindurch foppt. Die übrigen Völker haben es freilich noch nicht einmal zu dieser wilden Jagd gebracht, nur in England wird augenblicklich stark gebirscht.

Keine Autorität! sage ich, als die des Gesetzes, und das Gesetz nur so lange Autorität, als es dem Durchschnitt der allgemeinen Vernunft entspricht. Dann Kritik, drastische Kritik, bis der Ausdruck der Vernunft an die Stelle der Vogelscheuche getreten ist.

Das ist der Sinn der Preßfreiheit, das der Sinn des Versammlungsrechts. Dem offenbar gewordenen Volkswillen gegenüber hilft keine Berufung auf den Status quo; nur der Staat darf sich der Freiheit rühmen, in welchem der Volkswille in beständigem Fluß bleibt, und dieser Fluß alle künstliche Wehre, alle Reactions-Anstauchungen wegschwemmt, auf daß die Bürger fröhlich und frei in ihrer Lebensbarke hinauf und hinab gleiten.

Das meinten Lessing und namentlich Börne mit ihrem Suchen nach Wahrheit, mit der unerbittlichen Forderung an Jeden, selbst die Dinge zu betrachten, niemals fünf gerade sein zu lassen, und die Lüge wie das Unrecht stets beim Namen zu nennen ....

Durch Leidenschaft und Verstand wird der Mensch frei, das ist nach Börne selig, das ist nach ihm tugendhaft. Die Vereinigung von Verstand und Leidenschaft macht den Menschen, macht die Kunst, den Künstler und auch den Künstler des Satzes, den Stylisten. Nie hat ein Deutscher herrlicher, hinreißender geschrieben, als der zwanzigjährige Börne in seinem Briefe vom 26. Juli 1806. Börne war noch in Halle, und Halle liegt nicht allzu weit von Jena, wo im selben Jahre der brillante Corse die Preußen sammt ihrem Zopfe zerschlug — bis der neue gewachsen.

Gruppiren wir uns einen Augenblick um dieses lebendige Marmorbild der Sprache*): „O gute Mutter, was bin ich und was könnte ich sein! Wenn ich vor den Spiegel trete, mein sieches Antlitz betrachte, und die Blüthenfarbe der Jugend, der Stärke und des Muths, in einer Schamröthe über deren Verlust auf einen Augenblick sich mir mahnend vorstellt, o, wie zerknirscht trete ich dann zurück, und alle bösen Geister rufen in mir: du kriechst ewig im Staube!

„Wenn ich höre von der Tyrannei des einzig Großen und von dem Sclavensinn der Vielen, Vielen, wenn die Kriegshörner an mein Ohr schlagen und die Trommeln mein Innerstes aufrühren, wie oft zuckt da mein glühend Herz nach dem Schwerte, aber der welke Arm sinkt kraftlos zur Erde nieder und spottet meines siechen Willens.

„Oft bin ich thöricht genug, nicht zu begreifen, wie so viel Widerstreitendes ist in meinem Wesen, so viel Feindliches in meinem Geschick. Muth ohne Kraft, Liebe ohne Gegenstand, Wünsche und kein Ziel. Sterbend, doch ungesucht; schmachtend, doch unbefreundet; kennend, doch ungekannt. Hundert Arme streckte ich aus, doch Keiner

---

*) Man verzeihe, ich bitte, etliche kleine Retouchen an diesem wunderbaren Wurfe des Genie's! K. G.

reichte mir die Hand von Allen, die da kamen. Viele habe ich geprüft, die meisten verachtet, doch fand ich sie alle zu schlecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„O käme einst die Kraft mir bei, zu können, was ich wollte, und den Muth zu wollen, was ich könnte, hätte ich einen Arm von Eisen und eine Brust von Stahl, das Philistervolk sollte vor mir zittern, wie es mich jetzt belächelt. Niederdonnern möchte ich sie alle, die da thronen in ihrer jämmerlichen Allmacht, einen Eselsknochen als Scepter in den Händen, um den sich frech schlingelt der buhlerische Witz. — — Schlägt mein Herz nicht so stark wie das ihrige, sind meine Glieder nicht so mächtig wie die ihrigen, ist mein Hirn schlechter als das ihrige, steht mein Geist dem ihrigen nach — und sie sind die Herren und ich der Sclave? —

„Hier ist ein Punkt, wo man das Geschlecht unseres Zeitalters könnte verachten lernen, und hier habe ich es gelernt. Da schleicht es dumpf und traurig hin in dem schmalen Bette, das Ein Mächtiger ihm gegraben; froh, wenn es an seinem Ufer faule Trümmer findet, die es verschlingen kann, glücklich, wenn es auf den Leichnam eines lebendigen Wesens stößt, mit dem es ungestraft spielen darf — es schleicht und schleicht und schleicht, daß einem angst wird bei dem Anblick. Und Tugend nennen sie ihre faule Trägheit, Gerechtigkeit ihren feigen Sinn. —

„Wie beneidenswerth finde ich mich und alle Jünglinge, daß wir in einer Zeit geboren worden, wo wieder Götter auf Erden walten und kein Zufall unser Herr ist. Ja, glücklich fühle ich mich, daß ich sagen darf: ich bin, was ich will.

„O mir ahnet, es werden herrliche Zeiten kommen — schwer und theuer nennen sie Philister — wo das Schaf nicht mehr wird weiden dürfen mit dem Wolfe, wo der Esel nicht mehr wird herrschen über den Löwen, wo ich werde erkämpfen müssen das Brod, das ich esse, mit meinem Blute erkaufen das Mädchen, das ich liebe. Meine Zähne will ich schärfen, meinen Arm will ich stählen, das Haupt im Sturmwinde baden und die nackte Brust dem Blitze darbieten lernen, daß ich würdig werde dieser kommenden Zeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Jung, wie ich bin, und ohne Stand und Rang, wer hätte nöthig mich zu fürchten? Und doch gibt es der Bösen genug, die mich necken, weil sie meine Zurückhaltung für Feigheit halten; Thoren genug, die mich hassen, weil sie meinen Spott fürchten; genug der Dummen, die mich belachen, weil sie mich dumm und lächerlich finden.

„Kommen sie Dir jetzt schon so, wirst Du jetzt am Ufer schon so gedrängt von den lasttragenden Eseln, von dem Schiffsvolk und dem ganzen Troß? — Wie wird Dir's erst auf offenem Meere gehen, wo unter Dir der Boden wankt, und über Dir der Donner kracht, und alle Blitze auf Dich zielen! Wenn sie erst kommen und Dir sagen, daß Du ein Jude bist, wenn sie den Mauschel beohrfeigen, daß man sich krank lachen möchte ... O wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klauen und Gebiß. — — — — — — Wie träumte ich sonst so süß von Tugend und von stillem Glücke, doch die Erfüllung meiner Ahnungen war nicht für diese Welt. Abgebrochen ist die Brücke, die mich aus dem Garten der Unschuld in das wilde Land der Weltgedanken führte, und ich kann nicht zurück. Scheu verschließ' ich meine Augen dem milden Schein des Mondes, der mir vergangene Gefühle zurückzaubert; furchtsam verstopf' ich mein Ohr dem Gesange der Vögel, der mich in den alten süßen Schlummer hineinlullen will.

„In der Mittagsglut des Tages, wo es recht wild ist um mich her, wo Waffen klirren, Schneegestöber und Wind um mich toben, da ist mein Element, da fühl' ich Harmonie; ich erkenne, daß das Leben ein Kampf ist, da darf ich's denken. Auch ich will leben, auch ich will kämpfen ......"

Und hier bietet sich von selbst der Ort, über Börne's Nazarenerthum zu sprechen. „Nazarener" hat man seit der holdseligen Restauration diejenigen bildenden Künstler genannt, die sich in der Fleischlosigkeit ihrer Darstellungen selbst kasteiten, die blühende Farbe der alten echten Kunst durch's Wasser der Entsagung zogen und nicht kindlich wurden, wie Christus es verlangte, sondern gleich kindisch. Weil man Pompeji aufgrub,

wollten sie die Katakomben aufgraben. Die Freude am Dasein, an der Schönheit, an der Fülle der Formen, wurde verpönt; Florenz und Rom und Venedig kamen in den Bann, ja die alten Niederländer und die Dürer'sche Welt galten nicht für orthodox christlich; Alles das duftete nach Realismus und Lebenslust.

Der brustkranke Hypochonder Börne war in den Verdacht gekommen, ebenfalls ein Nazarener zu sein. Auf diese Anklage verantwortet er sich selbst unter'm 14. Februar 1831, und zwar so, daß man glaubt, er habe die Stelle Heine'n entwendet. Er ärgert sich dort etwas über Luther und die einseitig kirchliche Reformation, wie das nach ihm bei vielen Mittleren und Kleinen Mode geworden ist, und fährt fort: „Und wenn wir jetzt fragen: Wo ist unsere Freiheit? antwortet man: Ihr habt sie schon lange — da ist die Bibel! Es ist zu traurig! . . . .

„Als ich gestern die italienischen Nachrichten las, ward ich so bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Galerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehte dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und selbst die rothe böse Wölfin, Rom's Amme, und Venus, die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß sie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten sich nicht.

„Da nahte ich mich den Grazien, hob meine Hände empor und sprach: Und sind alle Götter stumpf geworden, rührt sie das Schöne, bewegt sie das Mißgestaltete nicht mehr — ihr holden Grazien müsset Oesterreich hassen, denn unter allen Göttern hasset es am meisten Euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit und zaubert die deutschen Brummbären über die Berge hinüber! Und wahrlich, sie lächelten mir . . . . .

„Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorsarge sind ihre Freuden schöner als unsere, die im Sonnenlichte athmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, sie wußten den Staub zu vergolden! Statt wie wir jammervollen Christen Leidenschaften als empörte Sclaven zu züchtigen, gaben sie sie frei, fesselten sie durch Liebe und beherrschten sie sicherer als wir die unseren in den schweren Ketten der Tugend.

„Dieser Bacchus — er ist Meister des Weins, nicht sein Sclave, wie ein betrunkener Christ; es ist Tugend, so zu trinken. Dieser Achill, er ist gar nicht blutdürstig, er ist edel, sanft, es scheint ihm ein Liebeswerk seine Feinde zu tödten. Dieser Herkules, er ist kein plumper Ritter; ihm ist der Geist zu Fleisch geworden, und sein Arm schlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig schlägt. So zu lieben, wie diese Venus, — es ist keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt ......"

Was wäre dem noch hinzuzufügen? Nichts als: Lest es noch einmal, noch zweimal und immer wieder! Das ist nicht der trauernde Jude auf den Trümmern Jerusalems; er ist aufgestanden, hat sich das Schwert umgeschnallt und ist ausgezogen, sich eine Heimstätte zu erkämpfen ... Das ist nicht die sentimentale Romantik Mendelssohn's, welche die deutsche Krankheit zu der ihrigen macht, um im Tempel der Musen einen anständigen Platz zu behaupten; das greift kühn in Beethoven's Harfe und fügt dem Kampf mit dem Schicksal eine neue Dissonanz hinzu. Noch viel weniger gesellt es sich zu den Ausbeutern der Mode, zu den Werkmeistern des Verfalls, zu den Betäubern des öffentlichen Gewissens, wie Meyerbeer gethan.

Das befreit sich nicht durch glänzenden Spott vom Elend der quälenden Erinnerung, das vergoldet nicht das übertünchte Grab mit seinem Moder und Duft; sondern lacht und weint im Humor zu gleicher Zeit und reißt die Gräber auf, damit die Todten die Posaune der Auferstehung vernehmen, und ein neues besseres Geschlecht im balsamischen Aether der verjüngten Welt einherwandele.

Das kokettirt mit Einem Worte nicht wie Buridans Esel zwischen Altem und Neuem Testament, sich hier der Fortsetzung, dort der Begründung erfreuend; sondern das bricht urkräftig durch den doppelten Verhack hindurch, die Pfähle und spanischen Reiter in die Winde verschleudernd, um zu verkündigen das dritte, große Testament, das neue Evangelium, von dem schon Lessing gesprochen, dessen Text auf Lessings hochgewölbter Stirn zu lesen steht ......

1837 ging Ludwig Börne von uns, er hat den Aufschwung, oder was wir so nannten, der vierziger Jahre nicht erlebt; er sah die kritischen Raketen nicht steigen, die in den politischen Nachthimmel hinein zuckten, zum Zeichen, daß dieses Deutschland, das auch er so sehr geliebt, nur *gründlich* frei werden kann, niemals aber auf der Oberfläche. Was der deutsche, träge, aber inhaltsschwere Genius in den vierziger Jahren als sein innigstes Begehren kundgab, davon war im Jahre 1848 nicht einmal die Rede, und es haben viele, darunter auch ich, für Dinge gelitten, die ihnen vorher ein Spott und ein Gelächter gewesen.

Auch Börne hat damas mit uns gelebt, und eine seiner Prophezeihungen, schon vom Jahre 1832 her, ist theilweise in Erfüllung gegangen. Am 30. Jänner 1833 schrieb er nämlich: „*Frankfurt* ist bestimmt, einst die *Hauptstadt des deutschen Reiches* und *der Sitz der deutschen Nationalversammlung* zu werden.

„Dort, wo jetzt die Tyrannei auf 30 Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden."

Die wenigen Jahre verwandelten sich in, oder bedeuteten doch, 16 Jahre. Aber was sind 16 Jahre im Leben eines Volkes, welches nachweisbar eben so viele Jahrhunderte bestimmter Existenz zählt! „Sitz der deutschen Nationalversammlung" — ja „Hauptstadt des deutschen Reiches" — nein. Sollte das kommen, so durften die *Gagern* nicht herrschen, d. h. zwischen „Resignation und Revolution" schwanken, „in schwankender Zeit auch schwankend gesinnt sein", d. h. *nicht* schwanken, sondern feige auf die Seite der Reaction hinfallen. Dann durfte das Volk nicht so gewählt haben, daß die entschiedene Majorität sich einen König zum Schützer der deutschen Reichsfreiheit erkürte, noch dazu einen König aus einem Geschlechte, das *nie ein Reichsgefühl* gehabt, das beständig das *Reich zu sprengen* getrachtet.

Es trat ein, was wir Alle wissen, was Viele von uns an Leben und Freiheit erfahren haben, und es kam eine Zeit, unendlich schlimmer als die zwanziger und dreißiger Jahre — oder unendlich besser, wie man will. In der Restauration brütete der Stumpfsinn über nichts, er hatte nichts zu beweinen als höchstens

die Hoffnungen der Freiheitskriege, von so Wenigen gehegt, von so Vielen nicht einmal als berechtigt empfunden. Nach 1849 aber lagerte sich auf die Herzen das Gefühl eines positiven Verlustes, der Schmerz um die Opfer der Freiheit, die Reue über die versäumte Thatkraft, und Tausende wanden sich unter den spitzen Rachepfeilen der wiederbefestigten Zitterer, die uns gerade ihr Zittern so bitter entgelten ließen. Nichts ist bekanntlich boshafter als die gefährdete Tyrannei, welche das Gewitter fern am Horizonte abfeuern sieht.

Auf welchem Boden, Angesichts welcher Erinnerungen schreibe ich dies Letztere: Ich komme aus Baden und bin in Oesterreich! Vom Kalvarienberge nach Golgatha! Von Rastadt zur Brigittenau, vom Standrecht zu Pulver und Blei!

Und dieses selbe Volk agitirt für Abschaffung der Todesstrafe, will keinen Mörder wieder morden, und die sächsische zweite Kammer, nächst der badischen die schlechteste auf dem Erdenrunde, nimmt den Gesetzentwurf gegen die Todesstrafe an! Sollen wir sagen, weil die Regierung es so gewollt hat, oder dürfen wir zur Ehre der Menschheit an ein menschliches Rühren glauben?

Hier sind wir wieder bei Ludwig Börne angelangt.

Unterm 7. Februar 1832 schreibt er aus Paris: „Vor einigen Tagen wurden hier, zum ersten Male seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals (1830) das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot, und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte, zum kräftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedurst doch wenigstens nicht mit Blut sollen stillen dürfen. Doch jene Anderen, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Capital und Zinsen verloren ginge, und daß sie das später alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erschraken über die Abschaffung der Todesstrafe. All' ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Carls X., die ganz in ihrem Geiste und nach

ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. . . Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurtheilt waren, befreite man sich von der schweren Heuchelei, und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht, die unbestrittene Herrschaft ihrer Leidenschaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten als Christus Lehre, und als das Gebot der Menschlichkeit. . . . Aber sie täuschten sich.

„Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platz einen Verbrecher hinrichten; als aber das Volk die Vorbereitungen sah, zeigte es sich so aufgeregt und widersetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben sie den Richtplatz an das Ende der Vorstadt St. Jacques verlegt, außerhalb des Gesichtskreises des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben sie ganz im Stillen vollzogen, erst zwei Tage später erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Minister haben es im Triumphe erzählt, wie schön Alles gelungen und wie der Schleier des Geheimnisses Alles dicht bedeckte. Das Schafott wurde in der Nacht aufgerichtet, und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Diese waren schon seit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften sie nicht mehr, sie war ihnen Gewißheit.

„Noch am Nachmittage gingen sie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh spazieren, und als sie sich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der Eine Verurtheilte sagte am Fuße der Guillotine zum Henker: Eilt Euch, eilt Euch! aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels. Eilt Euch, eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab, kurz ist Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren!

„Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe angetragen, da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nicht wiedersehen, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis das rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückseligen! Für wen haben sie das Schafott auf-

gerichtet, für wen haben sie das verrostete Beil des Henkers wieder blank geschliffen? Für sich selbst. Nicht zum zweitenmale wird das Volk seine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweitenmale wird es seinen Feinden das Leben schenken."*)

Was würde Börne gesagt haben, wenn er nach dem Sturz der Ideale von 1848 auch noch die Zerstörung der deutschen Geschichte, die Verwüstung der deutschen Nationalität erlebt hätte! Im Jahre 1848 wäre er erst 62 Jahre alt gewesen; im Jahre 1866 freilich 80. Immerhin, wäre noch ein Herzschlag in ihm gewesen, das Blut wäre ihm in die Wangen geschossen, die verrunzelte Faust hätte sich ihm geballt, daß solche Geschichtsverderberei mit seinem geliebten Deutschland getrieben wurde!

Alles hätte er ertragen, nur das nicht; hinabgeflucht hätte er uns in den untersten Tartarus, Oesterreich vorauf, die Kleinstaaten

---

*) Dieselbe Sorte spielte damals auch noch anderswo dasselbe Spiel. Das Volk in Belgien setzte 1830 factisch die Abschaffung der Todesstrafe durch. Neun Jahre lang fiel kein Kopf auf dem Blutgerüste. Als die 24 Artikel endlich glücklich herausdiplomatisirt waren, als die Hochstapler sich anschickten, die befriedigte Lage der Dinge auszubeuten und den „Liberalismus" als Partei zu constituiren, da wurde auch richtig wieder geköpft. Ehre den Justizministern, an deren Portefeuille kein Tropfen Blutes klebt! Herr Tesch, der ganz „Liberale," der Radikale von 1848, verstand das Ding besser. Innerhalb zweier Jahre seiner Regierung habe ich ihm acht Köpfe nachgezählt, auf vier Millionen Seelen! Nachher war ich des Zählens überdrüßig und mancher anderen Dinge auch.

Das Volk in Belgien petitionirte sogar um den Kopf des Giftmischers Bocarmé, und betonte sehr ausdrücklich: Gerade weil er ein Graf ist, bitten wir demokratisch um sein Leben! Unter dem aristokratischen Verbrecher werde die Guillotine für immer zertrümmert! Braves, braves Volk! — Der „Demokrat" Tesch ließ natürlich den „Aristokraten" Bocarmé zu Mons köpfen — diesmal aus Princip! K. G.

hinterher; aber den giftigsten Pfeil hätte er sich aufbewahrt für den nördlichen Marbod, der die Herrschaft durch Gewalt, Lug, Trug, Seelenkauf und Gewissenlosigkeit einführen will im Lande der Gleichberechtigung.

Wie wäre Börne umgesprungen mit jenen Hämmlingen des sog. „National-Vereins," welche Spionen- und Schergendienste gratis leisteten bei Marbod dem Markomannen, dem Gränzer von halbslavischem Blut, der mit pfiffig geschlitzten Aeuglein die Kleinen vor den Seinen am Werke sah, ihnen huldvoll zulächelte, sobald sie wieder eine Ehrlosigkeit vollbracht und sie a posteriori zur Thüre hinausschaffte, sobald sie eine Minute länger im Zimmer bleiben wollten, als zum Rapport nöthig war!

Schon im Jahre 1820 erkannte der politische Arzt Börne eine endemische Krankheit in Deutschland, schlimmer als die spätere Cholera morbus, die wahre Diphtheritis, die Landesverderberin, wie die Schwaben unter Eberhard Ludwig die Grävenitz nannten, und er taufte diese Seuche das „preußische Tertianfieber."

Es ist heiß, kalt und wieder heiß, immer aber das Fieber, niemals die Gesundheit: heißes Verlangen, so etwas zu werden, was man eine „Nation", eine „Machtstellung", einen europäischen Körper nennt; — kalte Unlust, sich selber zu rühren, sich als Bürger geltend zu machen, Jeder an seinem Theile Stellung zu nehmen, die Privat-, Gemeinde- und Special-Gesetze auszubilden, um das Ganze aus seinen organischen Theilen zu schaffen; — wieder heißes Verlangen nach einem Messias der Gewalt, nach der Erlösung von Oben und Außen, welche das Grab der Freiheit gräbt und Alle miteinander kalt verscharrt. Dieser Morbus Borussus grassirte schon im Jahre 1820 unter Börne's scharfsichtigen Augen, damals als Lazarethfieber von der Katzbach und von Waterloo, als eine natürliche Folge der Ereignisse. In den sechziger Jahren aber erlebten wir, daß dieses Tertianfieber von politischen Quacksalbern absichtlich verbreitet, ja massenhaft inoculirt wurde! Das wäre ein Thema für den Höllenbreughel Ludwig Börne gewesen!

Erholt hätte er sich dann von seiner Höllenfahrt an der höchsten Teniers'schen Komik, an dem Berliner Triumphfeste,

an jener „Parodie der Travestie", um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen. — Der erste Napoleon unterwarf sich die Welt, zerschlug die Bourbonen, Oesterreich, Preußen, die Russen, und wenn die große Armee nach ihren epischen Thaten vor dem grauen Männlein im kleinen Hut aufmarschirte, so war allerdings seit Julius Cäsar und seinen Legionen so etwas nicht dagewesen.

Als der Neffe seinen Onkel aufs Theater brachte und in der Krim wie in Oberitalien auf Blech donnern ließ, da wurde die Sache schon heiter; denn nicht ein Ausfluß seiner Machtstellung, eine Auswirkung seiner Kraft waren diese Feldzüge, sondern ein Palliativ, eine Parforce-Cur, heroische Aderlässe, um das zweite Empire am Leben zu erhalten. Der erste Napoleon ging über die Grenzen, weil er Cäsar war, der zweite berechnete seine Etappen, um daheim Cäsar zu bleiben: das war die Travestie.

Aber Frankreich hat niemals Feste gefeiert, weil und wenn die Macht im Innern über widerstrebende Provinzen und Elemente den Sieg davongetragen hatte. Nach einem Bürgerkriege verhüllt der anständige Sieger seine Fahne; verzeihen läßt er sich durch Wohlthaten die Härte, die er nicht vermeiden zu können glaubte. In Berlin aber hat man Cäsar's Triumph aufgeführt nach dem Bundeskriege, nicht nur nach den böhmischen Schlachten — denn hier wurde ja der Feind aus Deutschland ausgeschieden, sondern auch nach Langensalza, nach dem Main-Feldzuge, nach der Occupation von Frankfurt! Das war die Parodie der Travestie und alle diejenigen, welche damals mitgejubelt haben, trifft das Wort Börne's vom 19. Februar 1822:

„In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes Jahr zubringen. — — — Es ist ein gar hochmüthiges Volk, auf uns Südländer sehen sie mit der größten Verachtung herab. Und doch kommt ihnen das ganze Jahr kein bischen frisch Fleisch in den Mund, sie nähren sich von eingepöckelten Ideen. Ganz dunkle Nacht ist eigentlich nie bei ihnen, denn sie haben Nordschein; aber sie thun auch gewaltig stolz mit ihrer Aufklärung, und sie schwören darauf, Phöbus sei ein Brandenburger Gott. Sie sind eine Art Franzosen, aber eingemachte."

Wer damals in Berlin sich in sein Kämmerlein verschloß, wer sein Haupt verhüllte und Asche darauf streute, wem das Wort im Munde und die Thräne im Auge erstickte, der hat mehr für Deutschlands Zukunft gethan, als die große siegreiche Armee, Linie und Landwehr.

Die Schlimmsten aber sind diejenigen, welche weder jubelten noch trauerten, welche lächelnden Blickes die große Phantasmagorie an sich vorüber ziehen ließen und höchst objectiv den objectiven Thatbestand notirten, daß Preußen eine „Macht ersten Ranges“ geworden, und daß Deutschland seiner Einheit um einen „gewaltigen Schritt“ näher gekommen sei; diejenigen, welche Deutschland beständig im Munde führen und aus halber Bornirtheit und halber Arglist die Politik der Hausmacht trieben, welche zuerst die Rechte der Kammer wahrten, „keinen Groschen“ verwilligten, weil sie dem Ministerium nicht trauten, sobald aber der Streich gelungen war, pathetisch ausriefen: Ja, hätten wir das gewußt, hätten wir die Absichten unseres „großen Staatsmannes“ gekannt!

Für jenen „Staatsmann“ sind diese Zwischengeschöpfe, deren Zahl Legion, nur wie die Fliege, die sich auf der antiken Rennbahn dem Pferde an den Hals setzt; für das Volk aber sind sie das verderbliche Insect, welches die Eier unter die menschliche Haut legt. Dieses Geschmeiß ist der Fluch Preußens und Deutschlands, und darunter befinden sich Namen, die leider noch immer Klang haben, Leute, die sich einmal durch Charakter auszeichneten und dafür an ihrem Verstande gelitten zu haben scheinen, und Leute, die sich so oft als „große Männer“ aufgespielt, daß die Luft voll ist von ihrem Echo — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Armer Börne, säßest du jetzt in Paris, was fingest du nur an? Du dürftest über die Zustände und die Regierung Frankreichs nicht schreiben, wie du es unter Louis Philipp und Casimir Perrier gethan. Deine Briefe nach Außen würden unterschlagen und deine gedruckten Bücher dürften nicht ins Land herein. Du ständest unter allerhöchster polizeilicher Aufsicht, man „internirte“ dich ins Berry oder nach Pau in den Pyrenäen, oder brächte dich

nach Calais auf einen Schnellsegler, der dich an die englische Küste würfe — — — —

Den alten Napoleon schon verdautest du nicht, dein freiheitglühendes Herz haßte den Einen, der ein ganzes Volk bedeuten und vorstellen wollte; ich möchte dein Gesicht sehen, wenn du den Zweiten betrachtetest! Und was wolltest du den Deutschen zum Troste, zur Ermuthigung, zum Exempel sagen, jetzt da der Mac Adam in Paris den alten Adam ersetzt hat und deine geliebten Pariser auch zu Mac Adam geworden zu sein scheinen, die, wenn es regnet — — — — — — — — — — — — — —

Und drüben in Deutschland haben sie endlich leider deinen Rath befolgt, wahrhaftig, bis zur Mainlinie; sie haben die Franzosen des zweiten Empire copirt und die Parodie der kaiserlichen Travestie noch einmal parodirt. Und wenn das geduldige Volk der Deutschen diesen Hohn hinabgewürgt hat, so erzählt ihm ein Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Hr. Bancroft mit Namen und ein Historiker von Fach: der Norddeutsche Bund habe eine frappante Aehnlichkeit mit der Republik der Vereinigten Staaten und in Bismarck's Gesichtszügen erkenne man deutlich den Washington wieder, Graf v. d. Goltz aber sei sogar ein Nachkomme Benjamin Franklin's. Die eigentlichen Bundesstaaten erstreckten sich zwar nur bis zum Main, aber südlich und östlich dehnten sich große „Territorien“ aus, die zu „Bundesstaaten“ erhoben würden, sobald hunderttausend Nationalliberale sich dort angesiedelt — — — —

Auch du, nordamerikanischer Brutus, würdest du seufzen — —

Alter Börne, es ist wahrlich gut, daß du seit dreißig Jahren in der Erde gebettet bist! — — — —

Nur Eins laß' dir erzählen, wenn du es hören kannst vor dem Gestöhne der Trauerweiden und Cypressen auf Père la Chaise: Im Jahre 1821 ergötzte dich der Gedanke, „daß bei dem immerwährenden Fortschreiten des menschlichen Unternehmungsgeistes nach einer Reihe von Jahren die Telegraphie so allgemein sein würde, daß man von Frankfurt nach München in drei Stunden Nachrichten geben könne.“ — — —

Wie bescheiden warst du in deinen Vorhersagungen vom Fortschritte, du, den man immer der Uebertreibung geziehen! Höre, Samstag am 16. Mai gab man in Washington eine Depesche auf, daß der Senat den Bundespräsidenten von Norddeutschland — nein, von Nordamerika (daran ist Herr Bancroft schuld) — wegen des Punktes 11 der Anklageacte nicht für schuldig erachtet habe, — und am Sonntag, den folgenden Tag, am 17. Mai, wußte man diese Nachricht in ganz Europa! Und in Nordamerika ist es obendrein einen halben Tag später an der Zeit, als in unserm fortgeschrittenen Osten!

Drei Stunden von Frankfurt nach München! darüber lachen bereits die kleinen Kinder; denn bei unserm fabelhaften Volksunterrichte, der zudem fast gar kein Geld kostet, weiß jeder Bauernbub und jede Bauerndirne, daß die Transmission der Zeichen durch den electrischen Draht nur die Zeit des Schreibens und Lesens erfordert, und daß man drei Revolutionen telegraphiren kann, ehe der Bote nur ein einziges Mal von der Station in das Wohnhaus des Adressaten gelangt ist.

Es geht heutzutage rascher, lieber Börne, und da die National-Oekonomen herausgebracht haben, daß die Communication ihre Mittel, die Fracht die Eisenbahn hervorbringen muß, nicht umgekehrt: so müssen auch Ereignisse auf der Lauer liegen, welche den Telegraphen in Bewegung setzen. Was würde sonst aus der volkswirthschaftlichen Secte, die für den „Wohlstand" des Volkes sorgt, wie Graf Bismark für dessen „Freiheit!"

Und noch Eins, Mann mit dem dunkeln, schwärmerischen Auge! — noch Eins, dann schlafe weiter, bis du den Sturm über Père la Chaise hinrauschen hörst, daß die Wipfel krachen und die ältesten Wurzeln sich aufwärts zum Lichte kehren: Aut Caesar, aut nihil, das ist die Parole. Wir behalten entweder Cäsar und den Cäsarismus, oder nichts von allem Dagewesenen, Bekannten, Erfahrungsmäßigen, kurz von Allem dem, was du so musterhaft zerpflückt hast. In Deutschland wie in Frankreich ist die mechanische Uhr abgespielt, sie haben eben den letzten Galopp aufgezogen. Wie zwei blutgierige Tiger stehen sich die Cäsaren jenseits und diesseits des Rheins gegenüber, ihre Augen sind geröthet, ihre

Zunge fährt lechzend im Kreise umher, ihr Haar sträubt sich, sie holen zum Sprunge aus.

Es ist eine feierliche Stille . . . das Cäsarenthum links kann nicht leben ohne den grimmen Strauß; das Cäsarenthum rechts glaubt sich nicht vollenden zu können ohne ein „nationales" Duell. Die Völker zittern ob der Opfer, die sie bringen sollen, ob der Hunderttausende, die in den Tod gejagt werden, um den Ehrgeiz dreier Menschen zu befriedigen. Die Börsenleute legen ihr Ohr an die Erde, um die künftigen Curse zu vernehmen; die Fabrikanten, um den Absatz von morgen zu wissen; die Kaufherrn, um die Conjuncturen zu ergattern; nur der Arbeiter ist frisch, fröhlich, frei. Er hat sein Sach' auf Nichts gestellt . . . .

Ein ganzer See von Unvernunft brodelt wild empor, rast und will sein Opfer haben. Wie wäre es, und wie vernünftig würde sich die Geschichte erweisen, wenn die beiden Tiger nicht auf einander lossprängen, wenn der gesammte Mordapparat nicht losplatzte, wenn das grausam mörderische Spectakelstück noch im letzten Augenblicke abbestellt würde, wenn der Zufall sich als Vorsehung gerirte und als der vernünftigste Gott die Welt wieder in ihre Fugen einrichtete! . . . . Beispiellos wäre Derartiges gerade nicht. Wie sicher schlief das Juli-Königthum im Feuerkranze seiner Bastionen; wie harmlos sprach man noch am 23. Februar 1848 in den Tuilerien von einer „Emeute"; wie siegesgewiß rückte der Marschall Bugeaud wider diese „Emeute" aus. . . . . Paris konnte ja jeden Augenblick zusammengeschossen werden, Herr Thiers hatte ja die „beste Republik" befestigt. Eine siegreiche Revolution in Paris — Unsinn! Am 24. Februar Mittags war der Unsinn Sinn geworden, der Thron wurde verbrannt, der letzte Königsthron. Aut Caesar, aut nihil. Paris läßt sich nur noch erdrücken, nicht mehr beherrschen. Die Nation will keinen Krieg, sie hält ihn für ein schädliches, unsittliches Wagestück. Und Louis Napoleon ist sehr sterblich . . . .

Auch die norddeutsche Großmacht steht auf zwei Augen, und Herr von Bismarck traut sich zu viel zu, wenn er gegen das befreite Frankreich einen leichten Krieg zu führen meint. Denn wer immer heute das Signal zum Sturze des Cäsarismus gibt, der

hat über Millionen Herzen zu verfügen, selbst in Feindes Land; und wer den Cäsarismus wider die Freiheit in's Feld führt, der soll sein Testament vorher machen. Alle Ruchlosigkeiten seit 1849 sind unter dem Schutze der Gleichgültigkeit, der Schlaffheit und der faulen Denkart geschehen und geglückt. Bekommt Europa einen neuen Stoß, so werden die Gleichgültigen zu Enthusiasten, die Schlaffen zu Helden, die faulen Charaktere zu Heißspornen.

Graf Bismarck behält dann noch die Junker und die — Nationalliberalen. Wenn er aber auf die Letzteren rechnet, so ist er betrogen. Steht erst das Volk auf und bricht der Sturm los, so steigen die Nationalliberalen auf die Dächer und schwören von oben herab, daß sie schon im Mutterleibe . . . . Republikaner waren! Graf Bismarck soll sich vor ihnen in Acht nehmen, sie haben den Fanatismus der Rechthaberei und der Selbsterhaltung, sie sind gefährlich, weil sie ohne Herz sind. In „unserm Braun" steckt ein Fouquier-Tinville . . .

Aut Caesar, aut nihil.

Nach dem Cäsarismus kommt das vielversprechende Nichts, die Möglichkeit der bessern Welt: die „Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft" werden eine Weile durcheinander gähren; aber aus dem Schaume des Oceans wird sich erheben das Götterantlitz der ganzen Volks- und Menschenfreiheit. —

Geendigt am 22. Mai 1868. Börne's Geburtstag.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei